

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-338436](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-338436)

# Die Flucht der Marianne Zeller

Von Friedrich Roth, Karlsruhe

1914. Es war eine jener mystischen ostpreußischen Augustnächte. Ein weißer Schein hing wie ein duftiges Übergewand weithin im Raume, streifte die fernen versponnenen Sterne und ließ sich bis zum Walde herab, in dessen lauer Mittsommernacht die Eulen ihre silbernen Töne riefen.

Bei dem Gütchen der Marianne Zeller kam ein Reiter an. Die Russen seien da, würden sengen, brennen, vergewaltigen. Da entschloß sich die Frau zur Flucht. Ihr Mann war vor Tagen schon zu seinem Regiment eingerückt.

Auf einen kleinen Leiterwagen wurde allerlei Unentbehrliches und wohl auch Unzweckmäßiges,



Zeichn. v. Renate Riess, Freiburg

von dem sich das Herz nicht glaubte trennen zu können, geladen. Und es graute schon der Morgen, als das Wägelchen vom Hofe wegfuhr. Hoch oben auf dem Bettzeug saßen die Kinder, zwei Buben und ein Mädcl, hinten saß das alte Ohmchen, einer Kuh zusprechend, die dort angebunden war. Vorn, die zwei Trakehner in kräftiger Faust, saß Frau Zeller. Einen Blick noch wandte sie nach dem nun stumm gewordenen Haus und nach dem Vieh, das man aus dem Stall ins freie Gelände gelassen hatte, schwarz-weiß geflecktes Rindvieh, Schweine in voller Mast und all die lieben Hühner.

Als der Wagen in einen Wald einfuhr, kam von seither eine Patrouille deutscher Soldaten. Sie rieten zur Eile. Marianne brachte die Pferde in Trab. Aber als das Gespann den Wald verließ, zeigten sich im Felde schreiende Kosaken. Die Frau hielt an, sprang vom Wagen, band die Pferde, wie sie stan-

den, an einen Baum, befahl den beiden ältesten Kindern, vom Wagen zu steigen, hob den Jüngsten herunter. Das Ohmchen kletterte mühsam und zitternd von seinem Sitz. „Ob sie uns gesehen haben?“ fragte sie. Ja, die Kosaken hatten das Gruppchen wohl gesehen, sie hatten vor allem diese hochgewachsene, blonde Frau und vielleicht auch das zehnjährige Mädclchen erspäht.

Über Marianne, die sonst keine Furcht kannte, kam das Grauen. Sie wandte sich wie hilflos suchend an die Alte. Diese äugte entgeisterten Blickes hinüber, wo die Reiter — es mochten an die dreißig sein — standen. Einer hielt auf einem hageren weißgrauen Pferdchen vor den anderen, der Anführer. Er hob sich eben etwas im Sattel, sprach laut und übermütig, zeigte sein großes, raubtierartiges Gebiß und wulstige Lippen und lachte ein böses Lachen, daß ihm wie einem Elch der Dampf aus der Kehle drang. Dann drehte er sich leicht nach hinten um und befahl, mit dem Daumen über die Schulter herüberdeutend, etwas. Es mußte Schlimmes sein, denn die Horde der Kosaken stieß ein tierisches, boshaft brünstiges Gebrüll aus. Einer aber galoppierte schon daher. Die junge Frau reckte sich zu ihrer ganzen Größe auf und stellte sich, wie um Deckung zu suchen, mit dem Rücken gegen ihren Wagen. Der Reiter hielt dicht vor ihr, so daß sie den feuchten Atem des Pferdes im Gesicht verspürte. Des Reiters dunkle Augen funkelten vor wüster Gier, als er einen Schwall von Worten hervorstieß und schließlich, merkend, daß er nicht verstanden wurde, an die Frau noch mehr heranritt, sie vom Wagen zu lösen und vor sich herzuschieben, hinüber zu seinen Kumpanen. Dem Weibe schoß das Blut in den Kopf, ihre Wangen erglühten feuerrot. „Pascholl!“, vorwärts, schrie der Kosak. Marianne fuhr herum und hieb mit ihrer Faust dem Gaule über die Nase, daß er beinahe zusammensackte. In diesem Augenblick rannte der Asiate dem Tier die Sporen in den Leib und wollte die Frau niederreiten; da hielt ihn ein Pfiff von drüben zurück. Er galoppierte hinüber.

Eine Sekunde glaubte Marianne gerettet zu sein; aber der Wutschrei des Anführers und sein schreckliches Gesicht mußten die Frau alles befürchten lassen. Sie überlegte. Plötzlich raffte sie ihre Kinder zusammen und durchstieg das Gatter einer Pferdekoppel, wähnend, sie sei fürs erste hier drinnen sicherer und wenn sie Zeit gewonnen hätte, würden sich die Kerle vielleicht auf ein anderes besinnen.

Springend, ihre Kinder neben sich herziehend, begab sie sich in die Mitte der Koppel, die hier verengt in einer Mulde verlief. Und wie es ist in solchen Augenblicken des Ungewissen, daß sich die hoffenden Sinne an jede Veränderung klammern, schien es nun dem Weibe, als sei alle Gefahr vorüber. Denn die Kosaken sprengten plötzlich auseinander und waren nicht mehr zu sehen.

## Eiserner Sang

VON KARL JOSEF KELLER

*Herr, wir glauben an den Stahl und an das Eisen,  
Die als Herrscher groß durch unsre Tage gehn,  
Denn du bist in ihnen und in allem Kreisen  
Der Maschinen, denen tausend Fernen offenstehn.*

*Und du tönst uns aus den Klängen der Fanfaren,  
Die aus Erz sind, wie dein Wille, der uns lenkt,  
Und du webst in Bannern über unsren Scharen,  
Und bist tief in unser Wirken eingesenkt.*

*Deshalb segne uns, o Herr, was wir hier bauen:  
Unser Werk, das gleich der Erde Früchte bringt,  
Die Maschinen und die Schwerter, Herr, wir schauen,  
Hören, wie der Mund aus Erz von deinem Reiche singt.*

Marianne drehte den Kopf und schaute zu der alten Mutter, die bei dem Gefährt geblieben war. Diese aber, anstatt von der Bangnis gelöst zu sein, starrte wie besessen in die Ferne. Dann schrie sie: „Die Pferde!“ Die Pferde? Die standen doch ruhig. Aber da sah Marianne auch schon über einen Hügel der Weide weg eine Herde Gäule heruntergaloppieren, direkt auf sie zu, gejagt von schreienden Kosaken, die mit Säbeln und Lanzen auf die Tiere einstachen.

Der Boden donnerte. Die Kinder, die Gefahr erkennend, schrien laut auf. Der Kosakenführer, der sich mit einigen anderen drüben auf dem alten Platz wieder eingefunden hatte, ließ sein höhnisches Lachen aufsteigen.

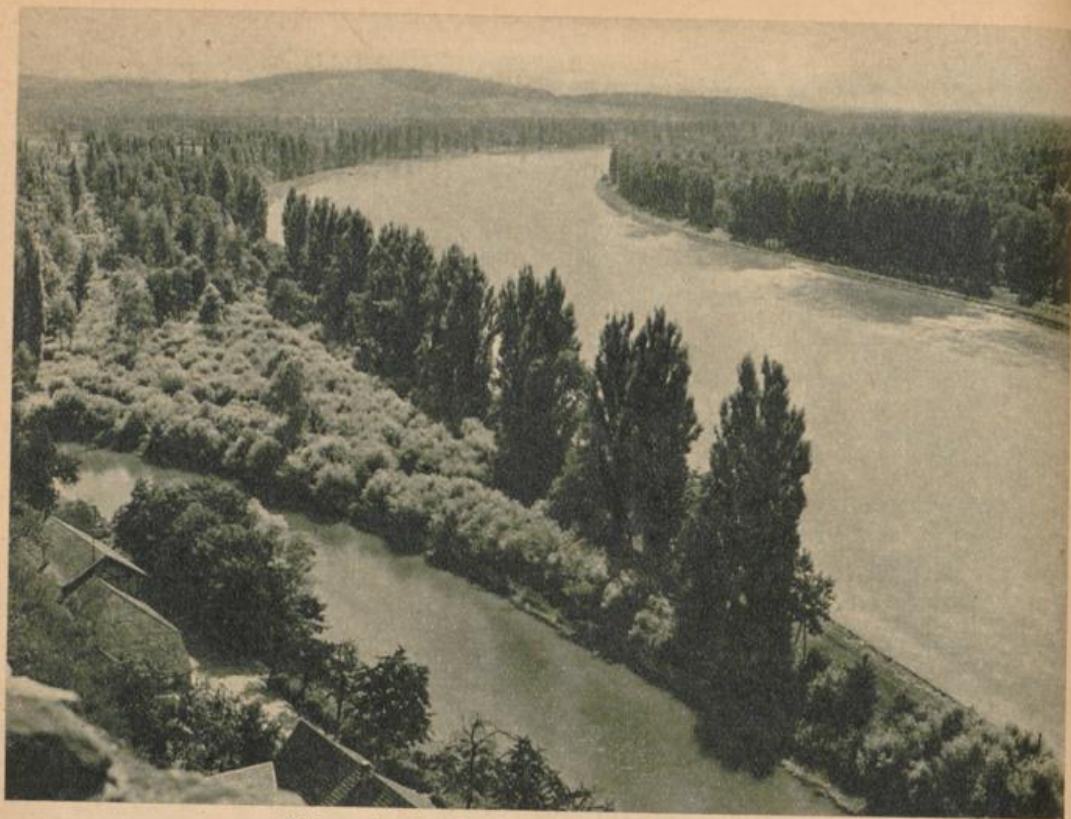
Marianne fährt es blitzschnell durch den Kopf: Flüchten, hinaus! Nein! Es wäre zu spät! — Die rasende Rossemeute bricht bereits in den engen Teil der Koppel ein. Marianne zieht ihre Kinder an sich und stellt sich, den Tod erwartend, mit dem Rücken gegen das anbrausende Heer schlagender Hufe. Die Kinder halten den Atem an. Sie schmiegen sich in den Schoß der Mutter. Marianne neigt ein wenig den Kopf. Jetzt muß es geschehen!

Die wilde Kavalkade der Rosse schwallt heran. Die Frau spürt das heiße Schnauben der Gäule, den süßlichen Geruch des Pferdeatems. Es fegt wie ein Orkan über sie hin, unter ihr durch, über sie hinweg. Dann ist es plötzlich stille.

Was ist geschehen? Die Frau weiß nicht, lebt sie, atmet sie. Ihre Kinder krallen sich in sie. Sie sieht sich um. Keine Rosse mehr hinter ihr, keine mehr vor ihr. Sie rafft sich auf. Sie sieht den zerstampften Rasen. Die Tiere sind kurz hinter ihr ausgebogen und schlugen wie Ströme Wassers kurz vor ihr wieder zusammen. Nun sieht man sie auf dem jenseitigen Teil der Weide mit erregten Flanken und rauchenden Nüstern stehen.

Marianne sieht nun nach den Russen hinüber. Sie sieht, wie einige sich bekreuzigen. Sie geht hochaufgerichtet auf die Feinde zu und durch ein Drehort aus der Koppel hinaus. Sie kommt zu ihrem Wagen, lüpfte die Kinder hinauf, bindet die Pferde los, sagt dem Ohmchen, es solle aufsitzen. Sie selbst steigt auf den Bock, treibt die Gäule an, fährt. Ungehindert. Sie sieht noch die entgeisterten Gesichter der mongolischen Reiter und wie der Anführer seinem Gaul die Peitsche zwischen die Ohren haut. Nur jetzt keine Hast, nur jetzt keine Angst zeigen. Mariannes Gesicht ist geradeaus gerichtet. Sie äußert nicht eine Spur innerer Erregung. Sie läßt die Pferde im Schritt gehen.

Wie sie aber beim Eingange in eine Waldparzelle den Augen der Russen entwindet, zwingt sie die Gäule zum Galopp, befiehlt den Kindern sich festzuhalten und holt heraus, was herauszuholen ist, bis das Gefährt erschöpft die rettende deutsche Linie erreicht.



Blick von der Ruine Limburg auf Kaiserstuhl und Oberrhein  
 Aufn.: Dr. P. Wolff, Frankfurt a. M.

## Der Kaiserstuhl

Seine vulkanische Schönheit und Leidenschaft

Von Hermann Eris Busse, Freiburg i. Br.

Unvermittelt, inmitten der Breisgauer Bucht am Oberrhein ausgesetzt wie ein Findelkind des Schwarzwaldes, der den östlichen Himmel in hohen Zügen vermauert, stehen die gesammelten Kuppen des Kaiserstuhls. Steil überm Strom oft, wie riesige Kanzeln, mit dem wachsamem Predigersitz wehrhafter Burgen gekrönt, verharrt das Gebirge.

Es ist aber kein ausgeworfenes Stiefkind des Schwarzwaldes, sondern eine eigen geschaffene Kraftgebärde der schöpferischen Erde: Jung entschlafener Vulkane heftige Tat. Als habe sich die Glut noch nicht ganz verköhlt, so blieb in diesem Bergland Wärme wohnen, und an seinen Hängen siedelte sich die süße Fruchtbarkeit des Südens an. Vom ersten Reifetage der frühesten Früchte, der Erdbeeren, der Kirschen, bis zum letzten Abhängeln der spätesten Äpfel und Birnen und der spätgelesenen Trauben für den stärksten Wein tropft das Garten-, Terrassen- und Bauernland förmlich vom Saft der Fruchtbarkeit. Es reift die Mandel und die

Feige. Der Pfirsich erreicht die Größe kalifornischer Pfirsiche und ist weit würziger als diese. Alle Wege sind mit Nußbäumen besetzt, zur Zeit des neuen Weines „schwingt“ der Kaiserstühler die Nüsse. Das Welschkorn gilbt in goldenen Reihen unter den Dachgauben, gefüllt sind Faß und Korbflasche mit Wein und mit Kirschwasser und mit Nußlikör.

Die Jäger holen das Feldhuhn herein, das über die Stoppeln rennt, aus den Buchenbüschen treten im Boden nebel die Rehe. Drunten im Auenwald, zu Füßen des Gebirges, am Rhein entlang, brennt das Gehüst mit roten Früchten, Pfaffenhütchen und Hagebutten. Die Schlehe reift. Die hohe Angelika hat wie viele andere Blumen verblüht, doch schweben noch viele schwere, tiefe Düfte durch den Urwald dieser Altrheinniederung. Und Tiere streichen durch den Dschungel, die vom Winter hier nicht viel Unbill erfahren, denn auf dem warmen Atem des Landes stirbt der Schnee stets rasch, es haucht

ihn mitten im Winter der Frühling fort, der sich im Kaiserstuhl zu bergen scheint während des deutschen Winters.

Es birgt sich viel mehr des Kostbaren noch im Kaiserstuhlgebirge. Da erzählen sich die Leute von weither, aus den Zeitgeschichten überliefert, irgendwo im Kaiserstuhl ruhe in einem der Grabhügel der Frühzeit, von denen man viele schon öffnete, König Etzels, des reichen, großen Hunnenkönigs goldener Sarg. In sieben Särgen ruhe er, sagen manche, und sein Streitroß liege dabei. Um die Burgen geistert es aus Sagen und Mären, um die Sponeck weht die verwunschene Sponeckfrau. Der Sponeckberg fällt wie der Limburgklotz und der Felsen thron, auf dem Breisach sitzt, steil und stolz zum Strombett ab. Sie stehen wie abgetrennt vom übrigen Gebirge gleich Wächtern am Ufer. Von ihren höchsten Warten aus läßt sich das ganze Stromland überschauen, ahnend die Münster Straßburgs und Basels und Freiburgs, die geistige Nähe, ein Zirkelspiel hoher Art um Breisachs Münster auf starkem Stein sind. In der einsamen Limburg, heute eine von Nachtigallenchören umklungene Ruine, soll Rudolf von Habsburg geboren sein.

Drüben liegt das grüne Elsaß zum Greifen nahe, schicksalig verbunden dem Volkstum am rechten Ufer, das ihm sippen- und sprachverwandt ist. Kolmar liegt drüben mit dem Meisterwerk Grünewalds, der leidenschaftlichsten deutschen Künstlerseele seiner Zeit. Hoch an den Himmelsrand reichen die Vogesen: Der Hartmannsweilerkopf! Wer vergäße ihn je?

Die Hohkönigsburg überragt das Land im Elsaß. Vom hohen alten, neugefaßten Burgturm des Sponeck hat man den weitesten Lugaus auf Land und Strom. Es ist ein ungläubhaft schönes Land und zutiefst in seinem Wesen ein deutsches Seelenland. Es hielt schwere Völkergewitter aus und schwere Sommergewitter, vom Sturm des Atlantischen Ozeans hergetragen, brechen noch oft in einem Augenblick die gesegnete Fruchtbarkeit an den Hängen und auf den Hügeln zu Boden.

Aller Leidenschaft offen zieht die weltentschlafene Glut der Feuerspeier von anno dazumal scheinbar wie eine nie verwundene Gier die Leidenschaft der Sonne, die Leidenschaft der Wetter, sogar die Leidenschaft des Todes im strudelnden Strom an. Wieviel Schicksalsgänge gehen bis zur Mitte der hechtgrauen Schiffsbrücken, wieviel heiße Gedanken brechen sich in der schießenden Strömung wund.

Doch davon nicht mehr. Eingeheimst hat der Winzer, daß Kelter und Bütteln troffen. Die Fässer sind voll, und in den Säcken rappeln die Nüsse. Mit den Pflügen und den Hacken brechen sie die ausgebrauchte Erde um, den Lößgrund, der in einem Mantel von mehreren Meter Dicke über der steinigen Vulkanmasse ruht, gelber angebackener Sand, wie er in China das Land farbig stimmt: gelb und weich. Unter den Hacken oder neben der Pflugchar kommen nicht selten Dinge an den Tag, die vor dem Jahrtausend schon Gerät und Arbeit von

Menschen gewesen. Stets war der fruchtbare Hang des Kaiserstuhls reiches Siedlungsgebiet. Die Frühgeschichte feiert hier in Funden fröhliche Urständ.

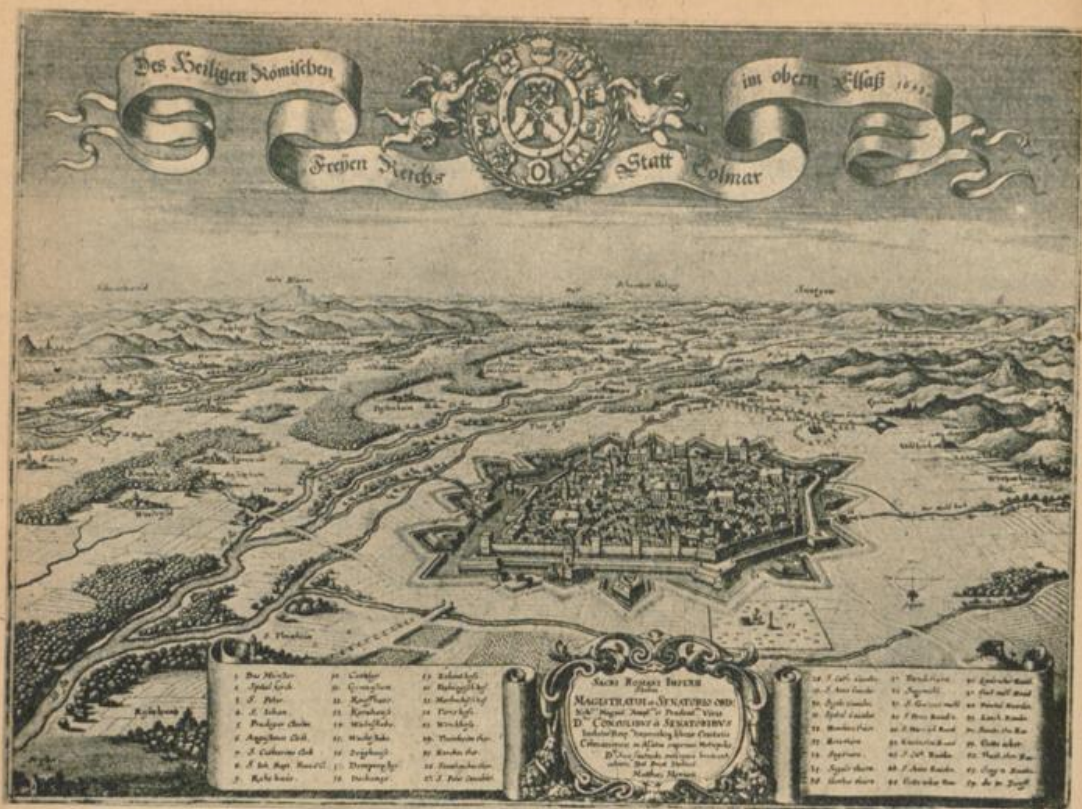
Noch mehr des Seltsamen. Auf dem Lößgrund gedeihen wunderbare Pflanzen, die nirgends sonst in Deutschland wachsen, Kinder des Südens und Kinder der Steppe, alles ist ja zwiegesichtig hier und zwiesinnig. Denn wo die Fruchtbarkeit förmlich über Terrassen und Hänge rollt in die fleißig hegenden Hände der Bauern, steht nebedran gleichsam als Sinnbild der Unfruchtbarkeit der Badberg: ein dräuend kahler, nur von Grasnarbe bedeckter hoher Rücken, baumlos, ja fast strauchlos. Ein Trockenbachtal windet sich zu seinen Füßen. Nur eine schmale Straße ringt sich neben ihm durch. Man sagt, sie ziehe dem Kraterrand eines Vulkans entlang.

Merkwürdige Tiere leben auch im Lande, die großen schönen Smaragdeidechsen, große und winzige feine Schmetterlinge und Insekten, Nachtigallen wohnen in Scharen da im Gebüsch ob dem Rhein. Auch der scheue Pirol ruft häufiger als sonstwo in die feierliche und doch so wogend wilde Stille des Kaiserstuhlsommers.

Der Sommer ist heiß, fast ohne Gnade. Da erscheinen die volkreichen Städtchen und Dörfer wie ausgestorben. Das alte Burkheim, die einstige freie Reichsstadt, hält niemand für Wirklichkeit in der zwölften Stunde im Mittag. Geschichte wandelt leibhaftig durch das Gemäuer der Burg des Lazarus Schwendi. Geschichte brodelte aus dem Boden der Lößhänge. Geschichte birgt sich zerscherbt und blind vor Alter im Ackerboden. Geschichte spricht aus den Namen der Fluren und Gewanne. Geschichte runte sich ein in die Gesichter der alten Kaiserstühler Winzer-, Fischer- und Rheinschiffergeschlechter. Vom Kaiserstuhl aus in der Amtsstube zu Burkheim schrieb Jörg Wickram sein Rollwagenbüchlein, das erste Reisebuch der Deutschen. Auf dem rebenbedeckten Eckardsberg bei Breisach spielt die Sage von den beiden Harlungen, den Herlingen und ihrem Beschützer, dem treuen Eckhard. In Jechtingen ist Emil Gött geboren, der tragische Lustspieldichter und Philosoph, der nationale Sozialist, der Erfinder, Bauer und Helfer. In Endingen, dem rebenumsäumten, spricht Geschichte und Kaiserstühler Volkstum fast aus jedem Haus, jeder Straße und Gasse. Zwischen wundervollen Glasscheiben im Rathaus und erschrecklichen Folterwerkzeugen pulst das Leben dieser ebenfalls ehemals freien Reichsstadt, und ihr schicksalig Erleben zu allen Zeiten ist nie völlig auszuschöpfen.

Und weiter? Es ginge noch weiter, lange, lange Zeit. Dieses Land und seine geheimen Kammern und seine ebenso fröhlichen als tragischen, ebenso leidenschaftlichen als still verträumten, ebenso heldisch männlichen als sanften mütterlichen Wesen sind nicht in Minuten zu erfassen.

Mir scheint es stets, als habe sich hier, zusammengeballt am Gefahrenpunkt der Völkergeschichte Europas, alle Offenbarung und alles Geheimnis des deutschen Wesens gefunden.



Die Stadt Kolmar im Jahre 1643; aus Merian „Topographia Alsatiae“  
Aufn.: R. Läufer, Kolmar

## Wuchs und Bildnis Kolmars

Ein Skizze von Morand Claden, Straßburg

Wie Venus, die Schaumgeborene, ist Kolmar dem mythengebärenden Meere entstieg. Denn hier, über die oberrheinische Ebene, als über einen Meeressgrund, strömten in Urzeiten rauschend die großen Weltwasser hin. Es ist noch nicht lange her, berichtet die Sage, da waren an den felsigen Osthängen der Vogesen die eisernen Ringe zu sehen, an denen die alten Seefahrer ihre Schiffe festgekettet hatten.

Doch der gewaltige Leib der Erde, der bestimmt war, die Behausungen der Menschen zu tragen, regte sich und wälzte mit den Wassern jeglichen Saurier, Wal und Hai von sich ab. Doch es blieben Sümpfe und Moore, Tümpel und Teiche.

Zwei Hügel widerstanden dem schlingenden Schlucken des versickernden Wassers. Sie waren erwählt, die beiden königlichen Meierhöfe zu tragen, den Ober- und den Niederhof, um welche, als den zwei Keimzellen, der Leib der Stadt Kolmar, Gasse um Gasse, die Hügel hinab in die Ebene wuchs.

Zwar wurde das Sumpfland trockengelegt, und es blieb der feuchte, schwarze Gartenhumus, aus dem heute noch die Kolmarer Krautgärtner, die

„Krautenuer“, die Staatsköpfe ihres Kohls ziehen. Zwar wurden die Wasser geschnürt, gebändigt und in kleidsame Kanäle und Flußbette gelegt. Und doch blieb allenthalben des Wassers so üppig viel, daß Kolmar nur zu einem Teile, gleichsam nur mit dem Oberleibe, eine Stadt der Erde, des Landes, der fruchtbaren Scholle wurde. Mit dem anderen, unterirdischen Teile blieb sie tief in den Gewässern stehen und läßt sich seither, gleich einer Nixe, ihren Fischschwanz von Flüssen, Bächen, Rinnsalen, Quellen und dem hochliegenden Grundwasser selbst, diesem Restbestand des Meeres, umspülen.

Das ganze südliche und westliche Wassernetz des oberen Elsaß strömt hier zusammen in einer einzigen, vielfach geteilten Kaskade, welche die Stadt mit ihrem Rauschen erfüllt, die Grundmauern erbeben läßt und das Stadtbild, in tränenfeuchten Wasseraugen gespiegelt, davonträgt wie einen wehmütigen Traum dem Rheine und, mit ihm, zurück dem alten Meere zu.

So fließt denn hier die Ill heran, der größte Fluß des Elsaß, der aus dem welligen, malerischen Sundgau kommt, und, mit der Doller vereint, die Er-

innerung an den Jura und die südlichen Vogesen mit sich führt. Bald gesellen sich aus dem Tanner Tal die Thur, aus dem Gebweiler- oder Blumental die Lauch dazu, und selbst die Fecht, die aus dem Münstertal heranrauscht und bei Türkheim nach dem Norden biegt, kann es nicht lassen, einen Arm von ihrem Leib zu lösen und als „Mühlbach“ sehnsüchtig nach der Wasserstadt auszustrecken.

Ill, Doller, Thur, Lauch und Fecht raunen rings ihr Lied vom Gluckern des kristallklaren Wasgauquells, vom stillen, blauen Vogesensee, von der zischenden Gischt der forellenreichen Bergbäche, vom rollenden Donner der Wasserfälle und vom Murren der durch sanfte, grüne Matten beruhigten, silbernen Talgewässer.

Wie ein anmutiger Tanz vor den Toren der Stadt sieht sich das Spiel der Wasserläufe an. Das ist ein Lösen und Knüpfen, ein Schlängeln und Schwingen, ein Rinnen und Sinnen, ein Singen und Bänder-schlingen von den kahlen, sonnigen Triften der Vogesen herab, aus den dunklen Waldrändern der Berghänge hervor und über die leuchtenden Rebhügel hinweg in die dampfenden Äcker und würzig duftenden Gärten der gottgesegneten Ebene hin.

Und was hier nicht als Bach oder Fluß stürzt oder strömt, das sickert als Quell, blickt als Lache, grübelt als Tümpel, träumt als Teich, quirlt als Runz in den Vorfluren der Stadt und ist feucht verschwistert mit Schollenhauch und Nebel, mit Regen und Wind, mit Hagel, Schnee und Wolken, mit Wettern und Blitz.

Blicke nur tief genug hinab in die Gewässer, die im alten Stadtteil „Klein-Venedig“ fließen. Sei es, daß du dahinwanderst den Gerbergraben, oder den Fischerstaden oder den Schifferkai entlang, sei es, daß du dich über die Brüstung einer Lauchbrücke lehnest, oder sei es, daß du, einer hohen, schmalen,

finstern Gasse folgend, plötzlich vor dem Wassergraben stehst, der die alte Festungsmauer bespült; blicke nur tief, ich meine lange genug hinab, und du wirst gewahren, wie dort unten, gebrochen im Wasserspiegel, die Stadt mit ihren Gärten, Mauern, Häusern, Klöstern, Kirchen und Türmen leise, gleich den grünen Strahlen der Bachalgen schlingend, sich bewegt, als habe sie sich hinunter in das Wasser gestürzt, um von ihrer steinernen Starrheit erlöst zu werden. Da liegt sie nun in Schweben, wie ein stehender Fisch, der sachte mit den Flossen weht, und gedenkt der fernen, fernen Zeit ihres meerentwachsenen Ursprungs.

Allem aber, was hier als versonnenes, idyllisches Gewässer fließt, wird die männlich strömende, dramatische Kraft des Rheins zum Schicksal. Denn die Ill, in welche alle elsässischen Flüsse münden, wird vom Rhein hinweggerafft, wie eine Nymphe vom Wassergott.

Nun fährt er dahin mit seiner Fracht und drängt, seine zottige Algenbrust wie einen mächtigen Bug tief in das aufschäumende, nordische Meer zu tauchen.

Eine Stadt des Meeres ist Kolmar, eine Najade, die nie ihre Herkunft vergaß. Den salzigen Fluten ist sie entstiegen, von tausend lebendigen Wassern gespiegelt und wie im Traume fortgetragen kehrt sie zum Meere zurück.

Und der weiße, schimmernde Wolkenleib, der sich eines Tages aus dem Meere erhebt und zurück zu den Vogesen wandert, ist nichts anderes als ein feuchter Gruß der alten Meeresmutter, der dazu bestimmt ist, die Quellen der heimatlichen Berge zu speisen, damit, in ewigem Kreislauf, die Wasser und mit ihnen die Erinnerung lebendig bleibe an das einstige Meer, das zwischen Schwarzwald und Vogesen rauschte.

## Mein erster Kiltgang

Von Alfred Huggenberger

Es war um die Zeit, da ich fast von einem Tag auf den andern aus den Flegeljahren herausgekommen war und nun bei näherem Hinschauen die heimliche Kammer meiner Seele seltsam leer und öde fand. Ich hätte gern alsobald jemanden hineintun mögen, bekam es aber dabei mit einer argen Unzulänglichkeit zu tun: ich habe mich bei der andern Sorte von Leuten dummerweise nicht auszukennen vermocht.

Ach Gott, was war das aber auch zu jener Zeit mit den Mädchen in unserm schönen Bauernland für ein wunderliches Wesen! Die einen von ihnen schienen einzig und allein zum Lachen auf dieser Welt geboren zu sein. Sie lachten über jede Albernheit ebenso laut und ausgelassen, wie über das verständigste Wort, das man zu ihnen sagte. Sie lachten, wenn einer niesen mußte, sie lachten,

wenn er das Kribbeln überwand; kurzum, sie lachten und wollten gelacht haben. Neben ihnen gab es dann eine zweite Art, die mir zwar besser gefiel, die mir aber nichtsdestoweniger eitel Kopfzerbrechen bereitete. Das waren diejenigen, die sich hinter ihrer Bravheit und Unnahbarkeit allzeit wie hinter einem Haus versteckt hielten. Sie gaben ihre Augen keinem her und erwiderten den aufgeräumtesten Gruß mit zierlicher Abwehr. Trotzdem war ich zu jener Zeit immer in einer gewissen Spannung, ob mir nicht ein guter Tag als Glücksgeschenk plötzlich das Mädchen in den Weg führen würde, dem ich auf den ersten Blick ansehen müßte: das ist nun die, die du in deinen Gedanken und Träumen gemeint hast. Aber es wurde aus Frühling Sommer, es wurde Herbst, Winter und wiederum Frühling, ohne daß ich um einen einzigen kleinen Schritt vorwärts gekommen wäre.

Da gesellte sich einmal auf dem Heimweg von der Kirche Johann Stäbler vom untern Steinenbach zu mir. Als ob ich ihm meine Sachen vorher kurz und klein vorgebracht und dargelegt hätte, stellte der die knappe Frage an mich, ob ich denn bei den Ledigen da herum immer noch nicht mit Auswählen fertig geworden sei?

Ich tat sehr erstaunt und log ihm mit der unschuldigsten Miene vor, daß ich noch gar nie im Ernst



Zeichn.: Zenta Zizler (5)

an so etwas gedacht hätte. Es müsse einer doch allererst für einen Käfig sorgen, bevor er einen Vogel hineintun könne.

Diese Ausrede ließ er mir nicht gelten. „Einen Käfig hast du bald, wenn dir etwas daran liegt. Dein Götti, der Kramer in Mittelbach, mault ja jeden Sonntag im Wirtshaus davon, er wolle dir sein Gütchen übergeben, sobald dir ein schaffiges Mädchen in die Hände laufe.“

Nun fand ich es nicht am Platz, mich länger vor ihm versteckt zu halten. Es sei denn also wirklich etwas daran, ich hätte nicht übel Lust, mich zu verändern, gestand ich. Schon dem gebrechlichen Kramer zulieb. Aber allererst müßte ich doch irgendeine im Ernst gemhaben können.

Da stellte er sich breit vor mich hin und sah mich etwas von oben herab an. „Gern haben? — Was meinst du damit?“

„Hä — was werde ich meinen? Du gehst doch nicht zu einem Mädchen hin und fragst es ums Heiraten, wenn es dir nicht zum voraus in allem paßt. Wenn du nicht ...“

„Was nicht?“ Er tat, als ob ihm von meinen Worten kein einziges in den Kopf hineinginge.

„Man muß doch erst — wenigstens ein ganz klein wenig — in sie verschossen sein!“ erklärte ich unbefangen.

„Du hast Büchergeschichten gelesen!“ sagte er nach einer Weile, während wir wieder unseres Weges gingen, in verächtlichem Tone. „In den Büchern fängt es immer mit der Augenliebe an; und

die zwei, die sich gern sehen, kommen am Ende durch dick und dünn zusammen. Fertig!“

„So wird es doch wohl sein müssen“, bestätigte ich, vor seiner Überlegenheit immerhin etwas unsicher geworden.

„Auf die Bücher kannst du nicht gehen“, behauptete er hartnäckig. „In den Büchern sind die Mädchen, die zum Heiraten kommen, immer schön. Ich pfeif' auf die Schönheit!“

„So magst du für dich ein Hasenmaul auslesen, wenn dir das paßt.“

Er wurde nun ungehalten. „Mit dir kann man nicht verständig über eine Sache reden“, sagte er. „Wenn du warten willst, bis dir ein Engel in den Weg läuft, dann kannst du alt werden.“

„Du wirst doch nicht behaupten wollen, daß es auf der Welt keine hübschen Mädchen mehr gäbe! Ich brachte ich nun mit schöner Überzeugungstrennung vor.“

„Red' nicht so dumm!“ wies er mich zurecht. „Zeig' mir erst eine, die nicht hübsch wäre!“

Ich wollte gleich mit Aufzählen anfangen, doch er schnitt mir das Wort vom Munde ab.

„Du bist ein junger Schmaufer, der noch nie bei einem Mädchen gesessen hat, das merkt man dir wohl an. Denn im andern Fall hättest du erfahren, daß es dir beim Anneli so wohl sein kann wie bei der Hermine, und bei der Hermine wie bei der Madlene. Mädchen ist Mädchen; jede von ihnen ist die Schönste, wenn du dir's nur einbildest. Und einbilden wirst du dir's bald, sowie sie dir nur den zehnten Teil von ihrem Überfluß an liebem Willen schenkt. Wirf die Geschichteweisheit auf den Mist, probier's in der ersten besten Stube, dann wirst du sehen, daß ich recht habe.“

Damit fing er von andern Dingen zu reden an, und da sich unsere Wege bald trennten und er meine verschiedenen Einwendungen als Larifarienzug ablehnte, so mußte ich seine Lebenslehre unwiderlegt, ja gewissermaßen als unumstößlich mit nach Hause nehmen.

Am späten Nachmittag machte ich einen Spaziergang nach dem Sohrenwalde hinauf. Auf der Sohrenhöhe traf ich zufällig mit meinem Altersgenossen Martin Kleiner von Heidenwang zusammen. Er war mit der näheren Besichtigung eines kleinen Buchenbestandes beschäftigt, und ich mußte ihm nun beim Zählen und Abschätzen der Stämme behilflich sein. Nachdem wir damit fertig waren und er das ungefähre Ergebnis unserer Schätzung in sein schmutziges Sackbüchlein eingetragen hatte, setzten wir uns am nahen Waldrand auf einen im Frühjahr gefällten und entrindeten Eichenstamm und schauten nach dem Mättli hinüber, einem bescheidenen Einödhofe, dessen magere Ackerzelgen







Der Dangler schlägt die Sense klingend/  
von jedem Schlage wund und singt.

Wie klagt der Hammer? Jammer!

Wie wänt die Schneide? Leide!

Wie klang's im Dangel? Pfangel!

Wie sagt der Dangler? Stilt ihr drei!

Ich dangle und mähe und schaffe mich frei!

HERMANN BURTE

und Wiesenbreiten damals noch fast ringsum vom Walde eingefriedet waren.

„Ich will dir jetzt etwas sagen“, begann Martin nach einer Weile, indem er einen richtigen Anlauf nahm. „Ich will dir sagen, was ich im Schild führe, und warum ich das Hölzlein dahinten gekauft habe. Nämlich nicht wegen dem Profit hab' ich es gekauft, es schaut da bei allem Schinden nicht viel mehr als der Taglohn heraus. Aber es hat schon mancher, wenn er sich am Straßenrand nach einem Batzen gebückt hat, nebenan im Gras einen Taler gefunden. Weißt du jetzt bald, was ich meine? Ich will im nächsten Winter beim Holzen hin und wieder einmal im Mättli drüben unterstehen. Und wenn du mir beim Fällen helfen magst, so kannst du vielleicht nebenher dein Glück auch machen: es sind ja auf dem Mättli just ihrer zwei Mädchen vorhanden, und beide werden überzählig, wenn der Noldi, ihr Bruder, im nächsten Frühjahr Hochzeit hält.“

Er führte nun ziemlich weitschweifig aus, daß man mit Einöckkindern noch selten schlecht gefahren sei, wie sich denn ja ein Häuptlein Vieh aus einem mageren Stall immer gut einstelle. „Allerdings, der Mättli-Sameel selig hat sich bei seinen Lebzeiten immer armütig aufgespielt“, gab er zu, „und von seinen zwei Frauen hat keine einen Haufen Geld eingebracht; aber es ist auch nie viel verbraucht worden, und mit den Fingernägeln hat schon mancher mehr zusammengekratzt als ein anderer mit der Schneeschaukel. Nicht zu vergessen, daß das Gestorbensein bei einem Schwiegervater richtig kein Fehler ist; man braucht da nicht erst Jahr und Tag aufs Erbe zu warten.“

Ich erinnerte mich jetzt daran, eines der beiden Mättlikinder, die Hanna, heut' in der Kirche gesehen zu haben. Zwischen dem Lenggenhof-Lieseli und der hoffärtigen Olga Schirmer von Tal hatte sie gegessen, und es war mir immer vorgekommen, als hätte sie sich unter ihrem vergilbten Strohüttlein in dieser etwas vornehmeren Gesellschaft nicht recht wohlgeföhlt.

Mit einigem Unbehagen stellte ich mir daneben auch ihre Schwester, das Grittli, vor; dabei war ich aber sogleich mit mir einig; wenn mir Martin allenfalls die zugebracht hatte, dann bedankte ich mich. Die Hanna nun, die konnte ich mir ja erst noch einmal ansehen. . .

Ich richtete nun die vorsichtige Frage an ihn, ob er eigentlich bereits eines der beiden Mädchen für sich im Auge hätte?

„Dummes Zeug!“ Er mußte laut herauslachen. „Als ob da so ein großer Unterschied wäre! Auf ein Pfund auf oder ab kommt's mir nicht an. Und schafen und hausen haben beide gelernt. Wenn du die jüngere willst, nehm' ich die ältere, das ist mir tuttegal. Nur mußt du mir dann nachher nichts vorrufen, wenn das Grittli, weil es von des Mättlibauers erster Frau herkommt, ein paar Hunderter mehr mitbekommt.“

Wir waren also in der Hauptfrage bereits einig; und da mich plötzlich eine wunderliche Neugier überkam, setzte ich es bei Martin durch, daß wir beim Heimgehen den kleinen Umweg über den Mättlihof machten. „Bis zum Winter ist es noch lang“, brachte ich vor, „und es könnte sich vielleicht schon bald zeigen, ob Schlehen oder Trauben.“

Die Sonne war eben am Abschiednehmen, als wir nach dem Hofe einbogen. Die beiden Mädchen saßen auf dem Hausbänklein; Grittli strickte, und die Hanna trug eine schöne schwarzweiße Katze auf dem Schoß, die sie fortwährend streichelte, wobei sie ihr mit freundlichen und zierlichen Worten zusprach.

Mein Kamerad war als der beherztere gleich mit einer Ausrede bei der Hand. Wir hätten am Sohrenbrünneli Wasser trinken wollen, und da sei uns noch rechtzeitig in den Sinn gekommen, daß ein Glas Most in der Mättlistube unsern Durst doch viel besser löschen würde.

Hanna stand sogleich auf und ging ins Haus hinein, die Katze sorglich auf den Armen tragend. Während sie uns kurz nachher in der niedrigen Stube Äpfelsaft einschenkte, saß das Tier mit behaglichem Schnurren auf ihrer Schulter.

Es war vom ersten Augenblick an ein heimliches Staunen in mir darüber, daß mir das Mädchen jetzt durchaus anders vorkam, als ich sie in meinen Gedanken gehabt. Es war so ein verborgenes Fragen in ihr, eine schöne junge Neugier: was wird denn auch mit dem Leben sein?... Ihre Augen kamen und gingen fast wie Kinderaugen, und doch war schon das liebliche Rätsel



in ihnen. Mit Worten hielt sie behutsam zurück. Sie schien ihr Wesen und ihre Gedanken gleichsam hinter der schwarzweißen Katze verstecken zu wollen.

Ich konnte sie nicht schön finden, was man so gemeinhin unter schön versteht. Doch stand ihr das dunkelbraune Zopfkränzchen ausnehmend gut. Man sah ihr an, daß sie in der Sonne aufgewachsen war, und die tut immer irgendein Wunder. Auf einem unsichtbaren Brücklein lief bereits ein heimliches Wohlwollen von mir zu ihr hin und bat um Einlaß und Stärkung.

Es fiel mir jetzt eine alte Redensart ein: Ein Mädchen, das die Katzen gern habe, meine die Buben damit. Ich fragte sie scherzweise, ob das bei ihr auch zutrefte?

„Je nachdem einer halt aussieht“, gab sie ohne Zieren zurück, und ich fand die gesunde Beschlagenheit hübsch an ihr. Wir waren uns nun innerlich schon um einen Schritt nähergerückt. Was der Stäbler-Johann für ein kluger Vogel ist! dachte ich bei mir.

Hannas Schwester, immerwährend den Strickstrumpf in den Händen, unterhielt sich derweilen mit Martin Kleiner in eintönig-verständiger Wechselrede. Ob der Roggen im Dreschen gut ausgegeben habe, fragte sie ihn, und ob der Weizen gleichmäßig ausreife? Auf dem Mättli sei er leider stellenweise stark ausgewintert, fügte sie hinzu, wobei ihr langweiliges Sorgengesicht ein Fältchen mehr bekam, während die Stricknadeln noch heftiger tanzten, als ob sie einen Teil des Verlustes einbringen müßten. Martin berichtete dagegen, daß auf seiner diesjährigen Zelt ausnahmsweise viel Brandweizen aufgekommen sei, ein Fingerzeig dafür, daß man die Vitriolbeize in Zukunft etwas stärker machen müsse.

Alle diese Gegenstände behandelten die beiden als schwerbedeutsame Sache. Sie kamen vom Getreide auf die Reben zu sprechen, die leider einen sehr spärlichen Traubenschuß hervorgebracht hätten, von den Reben auf die Viehpreise, von diesen auf die Kartoffeln und auf die Obstaussichten. Zum Schluß waren sie einträchtig der Überzeugung, daß das Jahr unter Mittel ausfallen werde, und daß sich der Bauer halt nach wie vor einzig mit Sparen und Einteilen über Wasser halten könne.

Für uns Zuhörer fiel bei dem Gespräch wenig ab. Hanna saß auf der Fensterbank und streichelte die wohlgeborgten auf ihrem Schoß sitzende Katze. Ich suchte hin und wieder mit einem verstohlenen Blick etwas von ihrem Wesen zu erhaschen und auszudeuten. Wenn sie etwa mit ernsthafter Nachdrücklichkeit den trockenen Kleiner musterte und unsere Augen zwischenhinein zufällig zusammentrafen, dann fing ich in den ihrigen einen versteckten Schalk ab, der zwar nicht schwatzen konnte, den ich aber gleichwohl verstand: „Ein langweiliger Mensch ist ärger als die Sünde! ...“

Unversehens stand Martin jetzt auf und gab seinem Mädchen die Hand. Ob man eventuell — er

ritt die beiden ff mit besonderem Behagen — ob man effäntuäll wieder einmal kommen dürfte, fragte er in trockenem Geschäftston.

Grittli gestand mit ernsthafter Sorgenmiene, man müsse sich eine solche Sache allerdings ins Lange und Breite überdenken, schon des Geschwätzes wegen.

Unter der Haustür streichelte ich Hannas Katze und fragte das Mädchen so nebenhin, ob es ihm vielleicht lieber sei, wenn ich das nächstmal dann nicht mitkomme.

„So etwas muß man ungefragt herausbringen“, meinte sie lachend; aber ihre Augen sagten: „Du mußt es halt probieren!“

„Wir hätten noch etwas länger bleiben sollen“, behauptete ich im Abwärtsgehen zu Konrad. „Jetzt erst wäre ich in Schwung gekommen; ich hätte vielleicht sogar den großen Schritt gewagt: Ja oder Nein!“

„Das habe ich eben befürchtet“, erklärte mir Kleiner überlegen. „Fragen ist das Allerdümmste, was man in einem solchen Fall tun kann. Nicht abgesagt ist so gut wie zugesagt, und du selber hast dabei immer noch freie Hand, wenn dir zufällig ein fetterer Has in den Weg laufen würde.“ Er bestand darauf, daß das Geschäft durchaus richtig eingefädelt sei. „Man muß die Mädchen ein wenig in der Spannung lassen“, belehrte er mich als ein Wissender.

Er war im übrigen vom Ergebnis des Besuches aufs äußerste befriedigt. „Mit der komm' ich zu etwas, wenn sie gesund bleibt“, wiederholte er einmal über das andere. „Mit Einödkindern ist man noch immer gut gefahren. Sie sind nicht über den Stand erzogen, und dazu liegt an solchen Orten meistens mehr Vermögen, als man glaubt.“ Ich meinerseits gab ihm etwas großartig zu verstehen, daß ich dem wenig nachfrage. Schon weil ich mir von einer Frau später nicht gern das Vermögen vor-

halten ließe. Die Hanna wäre mir auch dann gut genug, wenn sie nichts als ein Röcklein hätte und ein Paar Schuh.



Ich war an diesem Abend felsenfest davon überzeugt, auf meinem ersten Kiltgang den Weg ins Glück gefunden zu haben. Es ist mir noch heute ein Rätsel, daß ich wenige Wochen später, scheinbar bei gesun-

dem Verstand, von diesem Wunderweg abirren konnte. Das Leben tut seltsame Dinge und sieht sich im Weiterschreiten kaum einmal um, gleich wie der Bauer, der Saatkartoffeln in die Furche legt.



Blick vom Giersberg bei Kirchzarten ins Himmelreich  
Aufn.: J. Schäfer, Freiburg

## Im badischen Himmelreich

### Ein paradiesischer Erdenfleck im Schwarzwald

Von F. M. Kurz, Freiburg i. Br.

Außer dem richtigen Himmelreich und dem „schlesischen Himmelreich“ gibt es nur noch ein badisches Himmelreich. Das schlesische Himmelreich ist sicher nicht nach jedermanns Geschmack, denn es ist ein Gericht aus gebackenem Obst mit geräuchertem Schweinefleisch und Mehlklößen, eine ziemlich irdische Sache. Aber das badische Himmelreich! Gibt es das? Tatsächlich, so etwas gibt es. Und zwar nicht nur in übertragenem Sinn, in der übersteigerten Ausdrucksweise gewisser Lyriker, die überall ihren Himmel auf Erden finden, nein, das badische Himmelreich trägt seinen Namen nicht in der Unverbindlichkeit, in der poetische Vergleiche sonst gemeint sind: es trägt ihn mit dem Recht der Sachlichkeit, es trägt den Namen amtlich. Ja, man kann sogar an den Bahnhöfen eine Fahrkarte lösen ins Himmelreich. Darauf steht dann in schmucklosen Lettern das unirdische Wort. Die Eisenbahnverwaltung produziert keine Lyrik, also muß die Sache durchaus reell sein. Nach dem Himmelreich und wieder zurück mit der Sonntagsfahrkarte: eine wunderbare Möglichkeit!

Von Freiburg gelangt man also hin in drei Wegstunden! Merkwürdiger Eindruck von einem Gebirgstal: da wo die Dreisam das Gebirge verläßt, ist es am engsten, etwa ein Kilometer breit, dreisamaufwärts wird es breiter und breiter, bei Kirchzarten ist es eine vier Kilometer breite Ebene inmitten hoher Berge. Aber niemand wundert sich, warum das so ist, anders als alle sonstigen Talbildungen. Ein Geologe aber freut sich, wenn man darnach fragt, er weiß Bescheid: diese Talbildung, die sich am Ausgang verengert, kann natürlich kein Ergebnis der Zernagung des Gebirges durch die abfließenden Gewässer sein, sondern hier waren urtümlichere Mächte am Werke. Diese ganze Fläche ist eingebrochen, abgestürzt oder hinabgesunken aus respektabler Höhe. So entstand also diese große liebliche Au, um die herum die Tausender und Übertausender des Schwarzwalds Wache halten. Fürwahr ein sommerliches Paradies, wohlgeborgen zwischen den hohen Mauern der dunklen Berge, fruchtbares Garten- und Ackerland, saftige Wiesenründe, auf denen Kirschbaum- und Nußbaum-

gruppen eine festlich anmutende Versammlung abhalten. Dies also ist das Himmelreich; die Inschriften am Bahnhof und an einem alten echten Schwarzwaldwirthshaus „Zum Himmelreich“ bestätigen es. Die Landschaft ist herrlich, aber doch eigentlich nicht gerade himmlisch. Wollte man sie musikalisch ausdrücken, so würde das ein heiteres Pastorale mit heroisch-romantischem Einschlag werden. Auf den Höhen ringsum weiden brave helle Kühe, und das unbeschreiblich stimmungsvolle Geläut ihrer Glocken verzaubert sofort jeden gehetzten Stadtmenschen, der durch einen glücklichen Zufall in diese Gefilde geriet. Die Zeit, die sonst vorbeijagt wie die Szenen eines Films, hier ist sie et-



Ausfahrt aus dem Höllental ins Himmelreich (links das Gasthaus zu den zwei Tauben) (Nach einer alten Zeichnung)

was anderes, hier ist Zeit eine unübersehbare Fülle, hier tut sich unserem Lebensgefühl eine neue Welt auf, plötzlich ist jede Minute wie ein Geschenk.

Auf einem Weidefeld inmitten des verzauberten Geläuts rastend, gewinnt man einen Überblick des himmlischen Reichs. Der Bach drunten rauscht beruhigend, er stört das Idyll nicht, obwohl er den Namen Höllbach führt. So nah am Himmelreich ist hier die Hölle. Das Höllental findet im Himmelreich sein Ende. Die Häuser des Dorfes Falkenstein, in dessen Gemeindebezirk das Himmelreich liegt, hängen zerstreut an den steilen Talhängen. Ein altes Wirthshauschild an einem jetzt wieder zur Gastlichkeit neuhergerichteten Haus neben der Straße zeigt zwei schnäbelnde Tauben; es schmückte eine wichtige Haltestelle der Post, die von Neustadt her durchs Höllental nach Freiburg fuhr.

Erst 50 Jahre sind es her, da führte noch keine Eisenbahn durch die Hölle, vor 200 Jahren gab es überhaupt nur einen Saumpfad durch die felsensstarrende Wildnis, und erst als die Prinzessin Marie Antoinette auf der Reise von Wien nach Paris ihrer Vermählung, Krönung und ihrem schweren Schicksal entgegenfuhr, hatte man die Straße durch den Engpaß gebaut, damit die Habsburgerin bis zur Grenze vorderösterreichischen Boden unter sich haben konnte. Seltsam verzaubert durch Herdenläut, grüne Auen, dunkle Wälder und einen feierlichen Sommerhimmel, erlebt man, daß der Zeitbegriff fragwürdig und verschwimmend wird: war es nicht erst vor einigen Tagen, daß die Tochter der Kaiserin Maria-Theresia mit ihrem in Seide glänzenden Gefolge durchs Himmelreich fuhr? Ist aber der Vorhang vor der Vergangenheit erst aufgezogen, so drängen sich immer mehr Gestalten herein und erfüllen die Landschaft mit Balladenluft. Da reitet nachdenklich der Ritter Kuno von Falkenstein durch die Aue seiner Burg entgegen. Er war auf der Kreuzfahrt verschollen und totgesagt, kehrte aber nach sieben Jahren, wie die Sage erzählt, mit Satans Hilfe, aus harter Gefangenschaft zurück in seine Heimat. Drunten in der alten kühlen Kirchzartener Kirche ist Kuno, der Kreuzfahrer anno 1343 begraben worden, und sein Grab trägt die lapidare Inschrift: „Valkenstein Miles“. Soldat Falkenstein. — Die übrigen Falkensteiner standen nicht im besten Geruch: sie waren üble Straßenräuber, die den Kaufleuten der Stadt Freiburg viel zu schaffen machten. Die Herren drüben auf der Wiesneck machten es nicht anders mit dem Gut des Klosters St. Märgen, das sie ritterlich beschützen sollten. Die Burg Falkenstein wurde 1390 von den Freiburgern zerstört, die eigentliche Hüterin des Himmelreichs, die Wiesneck, erlebte ihren Schicksalstag, als 1525 ein Bauernhaufen unter dem schlaun Hans Müller von Bulgenbach über sie herfiel und sie niederbrannte. Im Himmelreich bezogen die Bauern dann ein Lager. Der Bulgenbacher mit seinem feuerroten Mantel und Baret stand dort inmitten der Aufständischen und feuerte sie mit hinreißender Beredsamkeit an zu einem Angriff auf Freiburg, das sich auch nach wenigen Tagen ohne Widerstand ergab. Das sah die alte Sonne droben an einem schönen Maitag. Es sah nicht gerade nach Himmelreich aus.

Das Himmelreich liegt nahe bei einer Stadt, bei Freiburg, denkt mancher, der vorbeisaust, aber es ist nicht richtig, so zu sprechen. Hans Thoma hat es anders gewendet, er schrieb an den Stadtrat: „Freiburg liegt auf einem gar schönen Erdenfleck, nahe beim Himmelreich.“ Welch ein Glück für diese Stadt! Sie sollte sich künftig nennen: Freiburg b. H. Aber leider würde das an eine GmbH. erinnern, außerdem ist durch Leute, die gerne unsere schönen Illusionen zerstören, festgestellt worden, daß das Himmelreich eigentlich ein Himbeerreich ist und früher tatsächlich „Himmerich“ hieß. Mit dem Bärental, droben am Feldberg, ist es auch nicht anders, es ist eigentlich ein Beerental.

# Die Geschichte von der Bridt Schikhin

Von Eduard Reinacher, Straßburg

Es war eine böse Zeit, als die Armengecken im Elsaß hausten, französisches Raubgesindel, und was das übelste ist, vom Hause Habsburg gerufen. „Es schmeckte diesen Franzosen und Engländern, so sagt der Chronist, der Elsässer Wein, den sie ohne Geld nach Gelüsten kauften, so gut, daß sie sich auf längere Bleibe im Lande einrichteten.“ Das ging wie ein Unwetter über das schöne Land, auf verbrannte Dörfer, geschändete Frauen, gemordete Bürger kam es da nicht an. Schinder nannte das Volk diese Soldaten des allerchristlichsten Königs. Und der Habsburger, der sie gegen die Schweizer herangerufen hatte, weil er sich nicht Manns genug fühlte, denen selbst entgegenzutreten, wußte nun seine eigenen Gehege nicht gegen diese Schinder zu schützen. Eine Stadt, ein Städtchen nach dem andern mußte ihnen die Tore auf tun, es fielen Ensisheim, Rufach, Hattstatt, Herlisheim, Heiligkreuz, Kestenholz, Sankt Pilt.

Die Gebweiler wunderten sich fast, daß es über sie noch nicht hergegangen war. Weil aber inzwischen der Winter herangekommen war, hofften sie, wenigstens bis zum Frühjahr Frist zu haben. Da kam das Unwetter doch noch herangebraust, unvermutet wie ein Gewitter über dem nackten Wald. Wie der hungrige Wolf brachen die Schinder aus ihrem Winterquartier heraus und lagerten plötzlich, vierzigtausend Mann stark, vor Gebweiler, bei der Frauenkapelle, unterhalb einer weiten Brache, die Schenken Wüst genannt wurde.

Sie dünkten sich wohl keine gewöhnlichen Schinder zu sein, diese Armengecken. Ludwig, der Kronprinz von Frankreich, war ihr Oberhaupt, und da gab es Generale und Kriegsobristen, die auch ihre Stimme abgaben, als beraten wurde, wie man die schöne Stadt Gebweiler am billigsten in die Hände bekommen könnte. Das Protokoll über diesen Rat ist uns nicht aufgehoben. Sicher ist nur, daß sie am andern Morgen, es war der 14. Februar, um drei Uhr früh vor Gebweiler anrückten. Bei der hintern Badstube legten sie Leitern an die Ringmauer und stiegen hinauf. Und weil die Wächter sich der kalten Nacht wegen in die Badstube an die Wärme gelegt hatten, kamen sie auch glücklich bis auf die Mauer. Und weil die Wächter nicht wachten, wer wachte da? Man sollte es nicht glauben, aber es ist so: ein paar Steine, die lose auf der Mauer lagen und nun von den Mauersteigern unversehens hinabgestoßen wurden, so daß sie mit großem Gepolter auf das Gerüst unten fielen. Für die Wächter war es ein heilsamer Schrecken, sie säumten auch nicht, endlich zu erwachen und mit Geschrei aus ihrem warmen Badhäuschen herauszustürzen. Ihr Geschrei weckte auch die Bürgerschaft, und weil jeder sich denken konnte, was es gäbe, so waren sie weniger drauf aus, sich in den Sonntagsstaat zu werfen, als die nächste beste Waffe zu ergreifen

und jeder an seine Stelle auf der Mauer hinzulaufen.

Das hätte aber alles vielleicht wenig mehr genützt, wenn nicht die Heldin unserer Geschichte gewesen wäre, die Jungfer Bridt Schikhin. Das war solch eine junge Gebweilerin, wie es auch heute noch gar nicht wenig junge Gebweilerinnen gibt: groß gewachsen, das Haar glänzte ihr wie die Ka-



Zeichn.: Renate Riess, Freiburg

stanien, wenn man sie aus der grünen Schale holt; Augen hatte sie, die glänzten nicht, die blitzten! Und Haare auf den Zähnen hatte sie auch.

Die das Geschrei hören, und aus dem Bett heraus, das Beil mit der Rechten packen, und den Strohsack mit der Linken, das war eins — und hinauf auf die Mauer! Im Nu stand sie auf dem Prediger gang. Da riß sie ihren Bettsack auf und holte das Stroh heraus, steckte es an und warf die brennenden Garben über die Mauer hinunter. Und dazu ließ sie ihre helle Stimme erklingen, daß es wie eine Trompete bis an die Schenkenwüst hinüberhallte, und der französische Kronprinz, weil es ihn gräuselte, sich die Ohren zuhielt. Das konnte der, weil er drunten war. Einer von den Schindern aber, er lief der Schikhin vor die Füße, konnte es nicht: er war eben oben, und das war sein Verderben. Denn die Schikhin koste ihn mit ihrem Handbeil um den Schmurrbart, daß er den Stand verlor und, von den brennenden Strohwellen wie ein Kunstspringer be-

leuchtet, in Luftpurzelbäumen über die Mauer und in den Stadtgraben hinunterstürzte. Als das seine Freunde und Miträuber sahen, vom Kronprinzen bis zum letzten Spießgesellen, wollte ihnen der Spaß gar nicht gefallen, sondern es wurde ihnen den Rücken entlang kalt, und jeder spürte schon, wie das wäre, wenn er selbst solche Luftpurzelbäume von der hohen Mauer in den Graben hinunter tun müßte, und dazu hatten sie alle keine Lust. Darum drehten sie alle um und machten sich ans Laufen, was gibst du, was hast du, den Schimberg hinauf und jenseits wieder hinunter — nur fort, nur weit! Auch dachte keiner daran, die Leitern mitzunehmen, die sie doch vorher sonstwo ehrlich gestohlen hatten.

Aber so rasch sie liefen, einige wurden doch am andern Tag von den Gebweilern eingeholt und gefangen. Die erzählten, als man sie fragte, des genaueren, wie es ihnen zumute gewesen war, als in

der Nacht die Frau auf der Mauer erschien, mit Feuer um sich warf und ihren Gesellen das Luftspringen lehrte. Das hätte ihnen einen übernatürlichen Schrecken und eine unbezwingliche Furcht eingejagt, und es wäre ihnen, solange sie liefen, so vorgekommen, als ob ihnen das ganze Land nachlief und die Todessense über ihren Köpfen schwänge.

Die Bridt Schikhin lächelte, als man's ihr berichtete, und tat heimlich ein kleines Gebet, daß ihr Liebster, wenn er erst ihr Eheliebster sein würde, sich auch so ein wenig vor ihr fürchten möchte — wenn auch nicht ganz so sehr. Denn Kriegsfall und Ehefall sind zwar in manchem einander ähnlich, aber von wegen der Liebe, die doch die Hauptsache bleibt, einander bei weitem nicht gleich.

So wurde Gebweiler die Schinder los. Das Elsaß im ganzen hat noch mehr mit ihnen Arbeit gehabt.

## Die Mona Lisa des Nordens

Das ungewöhnliche Leben und Sterben der schönen Bärbel von Ottenheim

Von Hubert Doerrsdruck

Man hat dieses liebreizende Gesicht, um dessen betörenden Mund ein leises, wie von Geheimnissen unwobenes Lächeln spielt, dessen Nase keck und vorwitzig vorspringt, voll bezaubernder Eigenwilligkeit, und dessen Augen neugierig Ausschau halten, die Mona Lisa des Nordens genannt. Der Vergleich mag zutreffen, gehen doch vom Kopf der „elsässischen Gioconda“ die gleichen berückenden und sanften Gewalten aus, die das Meisterwerk Leonardo da Vincis unsterblich gemacht haben. Es ist das Rätselhafte und Hintergründige in der Aussage beider, was über das Bewundern hinaus die Neugier weckt, die Vieldeutigkeit dieses feinen Lächelns, das aus Spott und Lust, aus Grausamkeit und Verderbtheit, aus Spiel, Verliebtheit oder Wissen geboren sein kann.

Man schrieb das Jahr 1935, als dem Städel'schen Museum in Frankfurt das steinerne Bildnis eines Frauenkopfes in der Bürgerhaube des 15. Jahrhunderts angeboten wurde. Es war die „schöne Bärbel“, die seit der Belagerung Straßburgs 1870 verschwunden gewesen. Man hatte sie so gut wie vergessen, nun trat sie nach fünfundsiebzehn Jahren aus dem Dunkel eines unbekanntem Daseins plötzlich wieder in die Öffentlichkeit und gewann die rückhaltlose Bewunderung eines neuen Jahrhunderts. Die künstlerische Welt feierte die schöne Bärbel als eines der größten Werke deutscher mittelalterlicher Plastik.

Die schöne Bärbel hat es späteren Zeiten nicht leicht gemacht, ihrem von Rätseln und Widersprü-

chen seltsam verschleierte Leben nachzuspüren. Die einen nennen sie ein männertolles Dirnlein, die andern ein böses Teufelsweib, und schließlich gibt es genug Stimmen, die sie ein lebenswertes Menschenkind preisen. Das Wahrhaftige mag auch hier in Bezirken liegen, die nicht mehr aufzuhellen sind, wenngleich nicht verschwiegen werden kann, daß die schöne Bärbel die Geliebte des Grafen Jakob Lichtenberg gewesen ist. Aber alle Schmähungen der ehrbaren Straßburger Bürgersfrauen, die es dem Grafen niemals verzeihen wollten, daß er eine einfache Dienstmagd an den Herrentisch lud, vermögen das Außerordentliche und das Besondere dieser Frau nicht auszulöschen, die wohl nicht von ungefähr einem der größten Bildhauer ihrer Zeit Vorbild wurde für ein Meisterwerk, das er im Auftrag des Straßburger Rates für das Portal der Stadtkanzlei geschaffen hat.

Es ist das mächtig aufblühende Straßburg des 15. Jahrhunderts, in dem die schöne Bärbel den ersten Schritt tut zu einem ungewöhnlichen Leben und zu einem ungewöhnlichen Sterben. Es ist das Straßburg Jakob Wimpfeling's, der die erste nationale Geschichte des Reiches schreibt, das Straßburg Sebastian Brants, mit dessen „Narrenschiff“ die deutsche Satire anhebt, es ist das Straßburg, in dem Johannes Gensfleisch zum Gutenberg seine bleiernen Lettern ersonnen hat und in dem wenige Jahrzehnte später Hans Baldung-Grien seinen Weg als einer der großen deutschen Maler beginnen wird. In dieses Straßburg, dessen Name am hellsten erstrahlt im stolzen Kranz der deutschen Reichsstädte des



Die berühmte Steinmaske der Bärbel

Aufn.: Dr. P. Wolff und Tritschler, Frankfurt a. M.

15. Jahrhundert kommt die blutjunge Bärbel aus dem benachbarten Ottenheim herüber, Magddienste suchend, wie das für eine kleinbürgerliche Handwerkstochter üblich ist. Sie findet sie am Lichtenbergischen Hof in der Brandgasse und die Roßknechte des Grafen sollen gar bald wilde Augen gekriegt haben über die spöttischen Lippen der heiteren Dirn, die so viel zu versprechen schienen, ohne daß einer hätte sagen können was sie hielten. Indessen nicht nur das gräfliche Gesinde stellt der schönen Bärbel nach, auch den vornehmen Ratsherren schlägt das Herz heißer unterm Wams, wenn sie dem Mädchen in den Gassen oder auf dem Gimpelmarkt begegnen.

Niemand weiß, ob Bärbel den vielen gehört hat, die davon erzählen. Sie zögert jedenfalls nicht, die Geliebte ihres Dienstherrn zu werden. Aus der engen Mäddekammer beginnt ein glanzvoller Aufstieg an Herrentisch und Herrenbett des Grafen. Jakob von Lichtenberg ist ein alter einsamer Mann, dem eben die Frau nach kinderloser Ehe gestorben ist. Es heißt, er habe nächtens in den Sternen sein und der Bärbel Schicksal gelesen. Und die Schwüle einer Sommernacht soll es auch gewesen sein, die die Beiden zueinandertrieb, als Bärbel, vergeblich den Schlaf suchend, auf dem Altan, da sie Luft schöpfen wollte, unvermittelt dem Grafen gegen-

überstand. Und damit hebt eine Liebe an, die die wild bewegten Erinnerungen an Bärbels jüngste Vergangenheit ebenso überdauert wie die nun beginnende Mißgunst der Umwelt, und erst mit des Grafen Tod endet. Denn nun erweist sich, daß die ehemaligen Magdhände nicht nur lieblosen sondern auch fest zupacken können. Bärbel regiert unumschränkt. Und sie regiert gut. In einem Schreiben des Grafen aus dem Jahr 1464 heißt es da: „... also die ersame Barbel von Ottenheim lange zit unser dienerin gewesen ist und von unsern wegen unser lant und lute geregieret und gestrofet... das do solich regiren, strofen, innemen und usgeben alles mit unserm wissen, guten Willen und geheisse zugegangen und beschen ist...“

Im gleichen Jahr erwirbt der Bildhauer Nikolaus Gerhaert von Leyen in Straßburg das Bürgerrecht und wohnt im Haus „zum Zimneck“. Seine Tochter heiratet den Goldschmied Georg Schongauer, den Bruder des in Kolmar lebenden großen Malers und Vorläufers Albrecht Dürers, Martin Schongauer. Als ihn der Straßburger Rat aus Flandern ruft, gehört Nikolaus von Leyen schon zu den bekanntesten Meistern seiner Zeit. Straßburg ist nur kurze Zwischenstation, denn bald folgt er dem Ruf Kaiser Friedrichs III. an den Hof nach Wien. Aber die drei Jahre seines Wirkens am Oberrhein gehören zu den entscheidendsten seines künstlerischen Reifens. Davon kündeten die erschütternde Gewalt seines steinernen Christus am Kreuz auf dem alten Friedhof zu Baden-Baden oder die zärtliche Innigkeit seiner „Anna Selbdritt“ von Trimbach. Sein lebensvollstes und liebenswertestes Werk aber vollbringt der Meister, als er für das Portal der Schneckenstiege der Straßburger Ratskanzlei die Weisheit des Alters und die Verlockung der Jugend in Stein meißelt: den Grafen Lichtenberg und seine schöne Bärbel. Nikolaus Gerhaert von Leyen ist es, der die Geschichte ihrer Liebe der Zeitlichkeit entreißt, aus Mutwilligkeit vielleicht, den eifernden Lästerzungen zum Trotz, vielleicht aber auch aus Bewunderung für eine ungewöhnliche Frau, die einen Bildhauer nicht minder bezaubert haben mag als einen alternden Edelmann. Und die Straßburger Ratsherren werden wohl ihre stillen Gründe gehabt haben, dagegen nicht Einspruch zu erheben.

Das Geschick an Bärbel aber erfüllt sich unerbittlich, wie es sich an allem erfüllt, was ungewöhnliche Wege geht. Die murrenden Bauern des gräflichen Besitztums in Buchweiler, die gegen das strenge Frauenregiment rebellieren, geben endlich dem jüngeren Bruder des Grafen, Ludwig von Lichtenberg, die lang erwartete Gelegenheit des Eingreifens. Beileibe nicht aus moralischen Beweggründen, sondern allein weil er um das Erbe bangt. Und so kommt es zum Buchweiler Weiberkrieg, der damit beginnt, daß die Bauersfrauen, wilde Schmährufe gegen die gräfliche Geliebte ausstoßend vor das Schloß ziehen, und der schließlich nach

einem bewaffneten Aufmarsch Ludwigs mit einem Vergleich endet, ehe Blut geflossen ist. Jakob von Lichtenberg stimmt zu, daß Bärbel nach Hagenau verbannt wird, wo er ihr ein großes Anwesen, den Stephansfelder Hof schenkt.

Mit dem Tode des Geliebten im Jahre 1480 wendet sich das Glück endgültig ab von Bärbel. Haß und Neid fressen weiter um sie, lassen sie einsam werden, so als wolle die Gemeinschaft sich unduldsam rächen, daß diese Frau es einmal gewagt hatte, einzig der Stimme ihres Blutes zu folgen. Und unter der Bangnis der immer drohender werdenden Gefahr, wird Bärbel zum erstenmal dem Gesetz ihres Wesens untreu. Um sich zu retten, heiratet sie den Hagenauer Rechtsgelehrten Eucharius. Und kann das Verhängnis doch nicht mehr abwenden. Denn gerade dieser Mann ist es, der, um rascher in den uneingeschränkten Besitz ihres stattlichen Reichthums zu kommen, sie bei Gericht der Zauberei und

Hexenkunst anklagt. Am Pfingstsonntag wird sie von den Schergen ergriffen und in den Kerker geworfen. Und nun, im Angesicht des Unabwendbaren, nun da die Kleinen nach ihrem Triumph gieren, findet Bärbel zu sich selbst zurück. Als man sie anderntags zum ersten Verhör schleppen will, findet man eine Tote. Die schöne Bärbel von Ottenheim hat ihrem Leben freiwillig ein Ende gesetzt.

Um diese Zeit grüßt schon ihr steinernes Bildnis vom Portal der Schreckenstiege. Und über zwei Jahrhunderte hinweg wird ihr liebreizendes Köpfchen sich mutwillig über die ausgetretenen Stufen neigen, mit unbefangenen Blick die ehrbaren Bürgersfrauen musternd, mit einem feinen Lächeln um den Mund, das von den hungrigen Augen der Männer weiß. Kein Dirnlein mehr und keine Teufelin, ganz einfach Jugend und Schönheit, die Ausschau halten nach dem wundervollen Leben, und der Vergänglichkeit spotten.

## Merkwürdige Zufälle

Von Wilhelm von Scholz, Konstanz

Ich behaupte, daß uns die Steckenpferde aufgenötigt werden. Mich fragt man nach Zufällen, als ob ich mich nur mit dem Zufall beschäftigte. Und ich muß erzählen:

Jemand will im Jahre 1924 eine in Berlin zu einem Konzert eingetroffene russische Opernsängerin sprechen, die eine Freundin seiner Frau ist, weiß aber ihre Adresse nicht. Und die Konzertbüros dürfen zwar Briefe für die auswärtigen Gäste annehmen, aber keine Künstleradresse an das Publikum verraten, weil diese ja oft nur verlangt wird, um Autogramme zu erbetteln oder sonst lästige Anliegen an die Berühmtheiten heranzubringen.

Da gibt der Betreffende, der die Anschrift sucht, auf dem Postamt in der Prager Straße in Berlin ein beliebiges Telegramm auf — bemerkt ein beschriebenes, liegengebliebenes Formular neben sich und traut seinen Augen kaum, als er darauf die Absenderbezeichnung liest: „Frau N. N. — die von ihm Gesuchte — Pension Prager Platz“. Der freundliche Zufall liefert ihm also sofort und in der bequemsten Weise die gewünschte Auskunft!

Mit Worten und Daten spielt der Zufall gern und mischt auch einmal eine Prophezeiung ein, von der zunächst niemand weiß, daß sie eine ist, wie in dem folgenden Fall, den ein schlesischer Jurist beisteuert: Danach war ein sehr berühmter Breslauer Anwalt, Justizrat St., mit zwei Kollegen, He. und Ha., assoziiert. Im Jahre 1928 schlug er den beiden Soziern eine Ergänzung des Gesellschaftsvertrages vor, der seines Erachtens Lücken für den Todesfall enthielt. Er selbst fertigte den Entwurf, der selbstverständlich die Billigung der beiden jüngeren Kollegen fand und der zur Erläuterung der verwickelten Honorarteilungsverhältnisse im Falle

des Ablebens eines der drei Gesellschafter ein Beispiel enthielt. Das Beispiel lautete: „Angenommen, Justizrat St. stirbt am 1. Juni 1929...“ Justizrat St. starb an diesem Tage! Der das Faktum mitteilende Jurist fragt mit Recht: „Wer hatte ihm den Griffel geführt, als er sein eigenes Todesdatum schrieb und ein Beispiel wählte, das Wirklichkeit werden sollte?“

Es ist bekannt, aber wohl von den Zeitungen vergessen worden, jetzt wieder daran zu erinnern, daß im Januar 1936 beim Beisetzungszuge des Königs Georg V. von England sich das diamantene Kreuz mitsamt der Kugel, auf der es ruht, von der englischen Königskrone löste. Es war offenbar eine Schraube locker geworden. An der Ecke von Theobalds Road und Southampton Row geschah es, daß das Kreuz zuerst auf den Sarg des Königs fiel, auf ihm weiterrollte, sich in der faltigen, den Sarg bedeckenden Fahne zu verfangen schien, und schließlich dicht vor den Füßen des neuen Königs Eduard VIII. liegen blieb. Vor mir liegt ein deutsches Zeitungsblatt von damals — wo noch niemand die Kürze und das vielbesprochene vorzeitige Ende der Regierung Eduards VIII. ahnen konnte — in dem die Geschichte dieses herabgebrochenen Kreuzes erzählt wird. Der Aufsatz trägt die Überschrift: „Ein böses Omen für Eduard VIII.“? Vielleicht — können wir heute hinzufügen — für ganz England!

Mit Tieren stellt sich der Zufall meist sehr freundlich und bedient sich ihrer gelegentlich, um seine merkwürdigen Geschehnisse zustandezubringen:

Auf dem Wege von Bozen nach dem schönen alten Schloß Runkelstein spaziert und rastet eine



kleine deutsche Gesellschaft. Auf dem Rückwege bemerkt eine Dame, daß sie ihr goldenes Armband verloren hat, das zudem ein Andenken der Mutter war. Der Gatte entschließt sich, noch einmal umzukehren und trotz der glühenden Sonne auf der grellen Straße bis zum Rastplatz zurückzuwandern.

Trotz eifrigsten Suchens findet er nichts. Müde und ärgerlich läßt er sich auf dem Stein nieder, auf dem seine Frau gesessen hatte. Da sieht er eine wundervolle große grüne Oleandereidechse vor sich auf dem Wege, wie sie ihn mit erhobenem Kopf anäugelt. Sie verschwindet dann langsam in einem tiefen Loche, das in der Nähe beschäftigte Straßenarbeiter anscheinend mit einem eingerammten und später wieder entfernten Pfahl gemacht hatten.

Der Herr verfolgt interessiert den Weg des Tieres und entdeckt tief am Boden des Loches das Armband. — Noch bedeutsamer wird das kleine Abenteuer mit dem Schmuckstück dadurch, daß der glückliche Wiederfinder auf der jetzt einsamen Straße gerade zurecht kommt, um einen in Gefahr geratenen Fuhrmann vor dem Überfahrenwerden retten zu können. —

Ein Diplomingenieur erzählt, daß er im Spätsommer 1930 als Schiffspraktikant auf einem Frachtdampfer von Hamburg aus zum Mittelmeer fuhr. Unter den wenigen Passagieren, die an Bord waren, befand sich eine junge Dame, mit der der Ingenieur während der Fahrt bekannt wurde. Als sich in einem spanischen Hafentädtchen während einer Zwischenlandung Gelegenheit zu einer billigen Autofahrt ins Landinnere bot, nahmen die beiden daran teil. Der vollbesetzte Wagen raste die Landstraße entlang, als plötzlich hinter einer Biegung ein Eisenbahnübergang auftauchte. Statt der sonst üblichen Schranken waren von dem Wärter Eisenketten quer über die Straße gehängt worden. Der Führer des Autos zog die Bremsen scharf an, und als der Wagen mit knapper Not in der Kette hängen blieb, raste auch schon der Zug heran und vorbei.

Der nachwirkende Schreck ließ während der in langsamer Fahrt fortgesetzten Reise den Ingenieur seiner Begleiterin das folgende erzählen: „Im letzten Frühjahr wäre ich bei einer leichtsinnigen Autoraserei auch fast zu Schaden gekommen. Das war

## Einem Zögernden Von Oskar Wöhrle

*Ewig stehst du an den Ufern,  
wartest du auf Brückenschlag.  
Willst du, daß zu fernem Rufern  
dich ein schenkend Schicksal trag',  
darfst du nicht auf andere passen.  
Selbst mußt du Entschlüsse fassen,  
selber in die Wogen springen,  
Schlinggewächse, Wasserpest  
kühnlich kämpfend niederringen  
und als harter Schwimmer zwingen,  
was sich nicht erschreiten läßt!*



Gang ins Feld

Zeichn.: Karl Hänsel - Bavaria

aber in Deutschland in der Prignitz. Da saßen wir zu dritt in einem kleinen DKW, und wollten ein vor uns sehr schnell fahrendes Auto, welches mit zwei Mädels besetzt war, photographieren. Das Nichtfunktionieren unseres Apparates, welcher unsere Aufmerksamkeit ablenkte, brachte uns in größte Lebensgefahr, bis wir schließlich das Rennen ergebnislos abbrachen.“

Kaum hatte er das gesprochen, als ihn seine Begleiterin entgeistert anstarrte und rief: „Pflingsten auf der Landstraße von Karnzow nach Kyritz?“

Nun war er entgeistert und konnte nur stumm nicken.

Darauf sie: „Können Sie sich nicht an die Mädchen im Auto erinnern? Eine davon war ich. Jetzt weiß ich's ganz genau. Sie saßen hinten im Not-sitz und schrien plötzlich: Ein Baum! Da machte Ihr Wagen einen großen Satz und blieb quer auf der Straße stehen. Wir waren froh, daß wir Sie los waren!“ —

Jeder einzelne dieser Zufälle mag — als ein bloßer Zufall angesehen werden. Ich glaube aber, daß schon die wenigen, die ich hier aus der großen Fülle meines Archives nebeneinanderstelle, in ihrem Zusammenwirken den Leser mit dem Gefühl entlassen werden, daß hier etwas ist, das über dem bloßen Zufall liegt. Gleichviel, wie man sie sich erklären will — sicher ist, daß zwischen allem, was irgendwie miteinander verbunden ist, eine Anziehungskraft wirkt. Ich nenne sie die „Anziehungskraft des Bezüglichen“.

# Der Dulack

Eine fröhliche Erzählung von Mensch und Tier

Von Peter Wiemar

Den Ambros Bächle, den Obergefreiten, hatte es auf Kreta erwischt, kaum daß er aus dem Flugzeug hinaus und in den Tamariskenstrauch hineingesprungen war; den Dulack zur gleichen Zeit, als er an den knorpeligen Herzkirschen des Bodensees sich gütlich tat. Und wenn es auch von der Insel des stierhäuptigen Minotaurus bis zu dem freundlichen, noch heute durch seinen Siebenmännerwein bekannten Dörflein Sipplingen ein weiter Weg ist, was auf dieser Welt sich finden soll, begegnet sich. Nur daß es diesmal zu einem Spaß geschah, den der hochstämmige Alemanne Ambros seines Lebens Zeit nicht vergißt.

In einem Reservelazarett der Heimat heilte er nun seine Wunden gemächlich aus. Den Brustschuß schlug er weiter nicht an. Aber, daß ihm ein Granatsplitter das rechte Handgelenk und den Abzugsfinger, um den es ihm, dem Förster, besonders zu tun war, versehrt hatte, das bereitete ihm herzliche Kummernis. Der Dulack war mit einer böß zerschroteten Schwinge davongekommen, und für immer war es mit seinen Liebes- und Diebesfahrten vorbei. Doch hatte er darum die Sprache nicht verloren und seinen Seehasenzwitz, der ihm bis jetzt in

allen guten und schlechten Lagen vorangeholfen hatte, erst recht nicht.

Nun besaß der Herr Chefarzt am Giebel seines Wohnhauses einen geräumigen Käfig, darin es von Eichhorn, Hase, Goldfasan und Markolf, einem rotrückigen Würger und zahllosen Finken und Meisen hüpfte, schäkerte, pfiß und sang. Und als ihm eines Tages ein schwarzzöpfiges Maidli aus Sipplingen, dem er ein paar Wochen vorher die Mandeln weggeschnitten hatte, den Vogel zum Geschenk machte, kam der Dulack zu den anderen in dieses Gehäus, um sich auch aufs gründlichste auszukurieren. Auf seinem ersten Spaziergang im Park entdeckte Ambros Bächle das Vogelhaus, und sofort überfiel ihn seine Liebe zu Wald und Getier. Er begann mit diesen seinen Freunden zu reden und lockte endlich auch die vergräunte Dohle heran. Und bald war es so weit, und es hieß: „Tag Dulack!“ — „Gute Zeit, Ambros!“ Und um auch anders und nach eigenem Genie einer Versteifung seines Zeigefingers vorzubeugen, nebenher sich selbst und den Kameraden zur Freude, griff er nach Schnitzmesser und Bastelwerkzeug, lötete und lackierte, sägte und leimte und rastete nicht, bis sein Werk dastand.

Über eine Rinne leitete er die Kraft der angeschlossenen Wasserleitung auf ein ober-schläch-tig gebautes Rad. Diese Mühle drehte sich mit Schwung und Anstand und war für sich allein schon wunderfützig genug anzusehen. Um aber sein Werk zu vollenden, setzte er mit einem Zahnrad ein Glockenspiel, das er aus alten Fahrradschellen aufgebaut hatte, in Bewegung. So oft es ihm gefiel, ertönte nun das fröhliche Kinderlied: „Adam hatte sieben Söhn.“ Über den ersten Satz der Melodie hatte der Vorrat an Glocken nicht hinausgereicht. Aber das schadete nichts. Eichkatz, Häher und Mümmelmann, das halbe Lazarett wurde aufgeheitert, und nur dem Dulack schien das Ganze nicht nach der Mütze zu sein. Er hielt sich vornehm zurück, als wäre er ein türkischer Prinz und grüßte von nun ab sehr gemessen. Der Herr Obergefreite aber rieb sich vor Vergnügen die Hände.

Die Dohle war über ihre ersten Jahre längst hinaus und, wie sich nun erwies, der Musik im allgemeinen nicht sehr zugetan. Nun mußte sie tagaus, tagein dieses saudumme Gespiel anhören. Und als Ambros sich eines Nachmittags seines Werkes recht zu erfreuen gedachte, fand er die Kette, die Rad und Spiel verband, ausgehängt. Er sah sich zuerst einmal rundum alles an und richtete dann kopfschüttelnd den Schaden wieder ein. Der Schabernack wurde ihm zum zweiten und dritten Male angetan. Da legte er sich bäuchlings auf die Lauer. Mit Herzklopfen beobachtete er, wie der Vogel sich an der Kette zu schaffen machte, krakeelte und sie



... uns're beiden Schatten  
von Gejr. F. W. Schwindhelm, Rastatt

dann mit dem Schnabel abhob wie der Maschinenmeister seinen Treibriemen. „So ein Dulack!“ lachte der Jäger auf. „Ha, Ambrosius!“ lautete es von der höchsten Stange herab. Von dort klang es vor Freude, hier antwortete es im Scherz. Und doch bestand kein Zweifel mehr, im stillen war zwischen beiden der Krieg ausgebrochen.

Den Obergefreiten aber beseelte, wie seine Rekruten es oft von ihm verlangten, eine erzieherhafte Geduld. Nun ging er daran und schützte die Kette mit einem gewölbten Blech und glaubte, so dem Teufelsvogel das Handwerk gelegt zu haben. Und doch dauerte es nicht über den vierten Tag, da stand die Musik wieder still und das Rad dazu. Seitwärts brach das Wasser aus der Rinne; und als er zuschaute, lagen darin Kiesel und Kalksteine zusammengetragen, als wären sie zu einem Mauerchen verbaut. Breitbeinig stellte Ambros sich auf, kreuzte die Arme über der Brust und sprach: „Du Sempel, du!“ Das klang dem Fluchen schon näher. „Selber Sempel!“ spottete es zurück, und nun war es eine Sache zwischen Männern geworden.

Das sah Ambros sofort ein, mit Stillgestanden! war hier nichts auszurichten. Aber es wär' doch zum Lachen gewesen, eines solchen Kerls nicht dreimal Herr zu werden. Er baute die Rinne aus und ein anderthalbzölliges Rohr, das zudem frischgrün gestrichen war und dem Ganzen zur besonderen Zierde gereichte, ein. Jenem zum Tort verstärkte er auch den Druck des Wassers, bis Rad und Spiel um ein Tempo schneller liefen, so daß es bis zum hellsten Ärger so weit nicht mehr war.

Darauf zog sich der Dulack beleidigt in die fernste Ecke zurück und schwieg eine lange Zeit. Dann begann er mit sich selbst die heftigsten Gespräche zu führen. Ambros sah und hörte dem eine Weile zu. Zuletzt sprach er im guten auf ihn ein und versuchte ihm klarzumachen, daß ohne Einsicht und Unterordnung die Welt nicht bestehen könne. „Häh?“ schrie der Dulack erbost zurück. Er reichte ihm die saftigsten Brocken hin. „Pfähl!“ machte der Vogel und drehte ihm dann die Kehrseite zu. Da überprüfte Ambros noch einmal sein Spiel. Er fand alles aufs beste gepanzert und getarnt. Darauf glückte es ihm, auch den zweiten Satz des Liedes in den Mechanismus hineinzubasteln, und nun war sein Glockenspiel vollkommen. Selbst der Herr Chefarzt nahm fröhlichen Anteil, und der Eichelhäher machte seinen faulsten Witz. Der Dulack blieb abseits und brütete schwarzen Herzens vor sich hin.

Darüber war langsam die Zeit herbeigekommen, daß Ambros Bächle auf dem nächsten Schießstand versuchsweise den Finger um den Hahn krümmte und am anderen Tage gleich eine Sieben, eine Neun und zum dritten seine Zwölf herauschoß. Da packte er seinen Rucksack, um zur Kompanie zurückzukehren. Doch der letzte Gang galt seinen Tieren.

Und als hätten sie um alles gewußt, standen sie in Front und der Dulack — o Wunder der Natur! — mitten unter ihnen und dazu mit einem Gesicht, als ob er kein Wässerlein trüben könnte. Sie empfingen ihn mit Pfiff, Ruf und Gesang und in stramm-

ster Haltung. Meister Lampe, so leicht ihm sonst das Herz in die Hosen rutschte, heute führte er an. Das Wasser rauschte, wohligh knirschte das Rad, und wie das Spiel sang! Dem Herrn Obergefreiten schwoll die Brust, und er begann schon zu einer echten Spießrede anzusetzen, darin er sich für die Freude, die ihm die lieben Tierchen bereitet hatten, zu bedanken gedachte.

Da gewahrte er in des Dulacks Augen ein schlecht verhehltes schadenfrohes Blinzeln, und mit dem fand er auch schon die Bescherung. Nun mußte er erkennen, wie wenig Ehre und Hochachtung seinem Werk erwiesen worden war; daß Seifenwasser und Drahtbürste heranmußten, um sein Werk von den Flecken zu reinigen, die der Dulack, das lag nun offen zu Tage, mit hämischer Absicht, seine Artgenossen aber im Zuge der unschuldigsten Nachahmung und weil es sich so prächtig machte, dort hinterlassen hatten. Denn auf solch eine schöne Stange kamen sie im Leben nicht mehr zu sitzen.

„Dulack!“ sprach Ambros, der Förster, „du bist ein Filou!“

„Läh!äh!“ kreischte der Vogel und redete einen langen Streifen daher. Und weil er sich nicht getraute, es auf Hochdeutsch zu sagen, er auch vor den Grünen einen unheimlichen Respekt besaß, denn der Mann roch jetzt noch nach Pulver und Blei, so kam es auf Sipplinger Art heraus, und der sind bis heute auch die größten Schriftgelehrten noch nicht ganz auf die Spur gekommen. „Bschüisel Bschüisel!“ So... Nun konnte der Mann sich denken, was er wollte.

Ambros Bächle aber, der aus Nesselwangen, eine halbe Stunde hinter dem Haldenhof daheim war, lachte laut auf und antwortete: „Hab' Dank für die gute Meinung!“ Und dann fühlte er sich gerührt: „Lebt alle wohl und dir Dulack, mein Kompliment!“

„Mach's gut, Ambrosius!“ schrien sie ihm nach, und der Dohle glückte sogar ein Juchzer, als jener längst davongegangen war.



„Wen grüßen Sie denn da, Herr Doktor?“  
„Eine gute Patientin von mir“, sagt der Tierarzt.

Zeichn.: Bavaria - München



Die Hans-Schemm-Schule in der Schönau-Siedlung in Mannheim

Aufn.: J. Lüssing

## In diese Schule wäre ich gerne gegangen!

Von Willy Oeser

Gingen wir gerne in die Schule? Diese Frage bewegt bei Zusammenkunft von Klassenkameraden, vor allem der älteren Semester, stets von neuem die Gemüter. Da ist noch im Unterbewußtsein eine beunruhigende Erinnerung wach, die sich oft genug auch beklemmend in die Träume drängt. Es sind nicht allein Examensnöte oder Angstzustände, von mißglückten Probearbeiten erzeugt, auch nicht nur peinliche Erfahrungen mit sehr schonungslosen Hosenspannerien und Pfitenklopferien, die sich so dauerhaft ins Gedächtnis eingegraben haben. Die ganze Atmosphäre der Schulzeit der Vergangenheit hat — trotz aller bleibenden schönen Erinnerungen und trotz der späteren Erkenntnis der erzieherischen Notwendigkeit — auch einen, bei manchen Menschen zeitlebens nicht auszutilgenden ungunen Nachgeschmack hinterlassen.

Die Dauerhaftigkeit dieses ungunen Nachgeschmacks erklärt sich aus der Kraft der Eindrücke in kindlichem Alter. Diese Eindrücke können die Ausrichtung eines ganzen Lebens bestimmen. Und nun stelle man sich einmal das Schulhaus mit seinen Schulzimmern vor, in denen man etliche Jahre seiner Jugendzeit verbringen mußte. Im Dorfe war das Schulhaus, zum mindesten wenn es nach 1870 gebaut war, — nächst dem Bahnhof — meist das häßlichste Gebäude. In den Städten entstanden prunkvolle, oft museums- oder gar festungsartig

aufgetakelte Gebäude. Beiden gemeinsam im Innern war der durch vielfach dunkle Treppenhäuser und dumpfe Gänge, durch unkluge Fensterverteilung hervorgerufene Eindruck eines Gefängnisbaues. Die unfreundliche Erscheinung begünstigte noch der Farbanstrich der Wände und Bänke, oft wahre Musterbeispiele an Geschmacklosigkeit. Das Inventar paßte sich dem „Stil“ einer Freudlosigkeit an, die das kindliche Gemüt bedrückte. In meiner ganzen Schulzeit sah ich nicht eine Blume im Schulzimmer, und wenn einmal ein eifriger Schüler dem Herrn Lehrer einen Blumenstrauß gebracht hatte, dann wurde er tief in die halb verrostete Wasserkanne der auf einem Eisengestell thronenden Waschsüssel versenkt. Am Schluß der Stunde nahm ihn der Lehrer mit nach Hause. Eine Vase habe ich in unserem Schulgebäude nie gesehen, geschweige denn ein wirkliches Ölgemälde oder eine Nachbildung eines schönen Gemäldes. Daß die Kinder sie absichtlich beschädigen oder gar zerstören könnten, ist nur eine fade Entschuldigung für Gedankenlosigkeit oder Nachlässigkeit. Die Kinder haben vor dem wahrhaft Schönen Achtung; wo diese Achtung fehlt, muß man sie dazu erziehen. Dazu ist die Schule ja da!

Für die Dorfjugend ist der Aufenthalt in einem unfreundlichen Schulzimmer, wenigstens was das Gemüt anlangt, nicht von entscheidend nachteiligen Folgen. Sie ist mit einem Schritt in guter Luft; sie

kann sich auf Wiesen und Feldern austoben. Jene Jugend aber der Industriestädte entbehrte diesen Ausgleich vollkommen. In trostlosen Mietskasernen mit ihren greulichen Hinterhöfen, für die arbeitende Bevölkerung aus dem Geiste eines brutalen Kapitalismus erstellt, wuchsen diese Kinder auf. Die miesen Schulzimmer brachten ihrem Auge keine Erholung.

Im nationalsozialistischen Staate gilt die besondere Fürsorge der arbeitenden Bevölkerung und dem Kinde. So sind in allen Industriestädten Siedlungen entstanden, die ein gesundes Wohnen und eine Freude am Heim verbürgen, die damit zugleich auch dem Wachstum des Kindes eine gute Grundlage bereiten. Mit an der Spitze im Siedlungsbau des Großdeutschen Reiches, im Verhältnis zur Einwohnerzahl genommen, steht die Stadt Mannheim. Unsere große oberrheinische Industriestadt hat die Weite ihres Geländes in der Ebene zwischen Odenwald und Haardt geschickt ausgenutzt, um zahlreiche Siedlungen zu schaffen, die eine glückliche Verbindung mit der Natur auszeichnen. Baulich ist es gelungen, vor allem durch die Anlage des Grundrisses der Siedlungen, auch die Gefahr einer Einförmigkeit zu bannen.

In einer dieser Siedlungen Mannheims, der Schönau, ward ein Schulhaus errichtet, das in der Vielseitigkeit der ihm zugeordneten Aufgaben und deren konsequenter Durchführung zum erstenmal in Großdeutschland als ein Mittelpunkt der Gemeinde erscheint, was sich auch äußerlich in dem ausgedehnten Bau, den ein kleiner Uhrturm krönt, sichtbar anzeigt. Hier wird nicht nur in gewohnter Weise Schule gehalten. Hierhin kommen schon die Kleinen in den Kindergarten und den Kinderhort, kommen die Mütter zur Beratungsstelle der NSV. „Mutter und Kind“. Angehende Mütter erhalten Rat und Unterweisung in der Pflege des Kindes. Andere Räume wieder sind für Koch- und Nähschulen der NS.-Frauensschaft bestimmt. Die lesefreudige Jugend findet eine Jugendbücherei. Eine vorbildliche Zusammenfassung der gesamten Fürsorge für das Kind ist somit gegeben. Zugleich aber ist für die allgemeine Siedlerbetreuung durch Einrichtung einer Siedlerberatungsstelle gesorgt, die für die hier angesiedelte Industriebevölkerung besondere Bedeutung hat. Den Erwachsenen dient gleichfalls eine Bücherei. Der Turnsaal der Schule kann auch als Festsaal für Feierstunden und sonstige Veranstaltungen benützt werden.



Das Unterrichtszimmer der Kleinen

Aufn.: Städt. Zeugbaumuseum, Mannheim

Diese Hans-Schemm-Schule in Mannheim erscheint als vielräumiger Bau, in seiner Gesamtanlage herausgehoben aus dem Umkreis der mehrere Hunderte zählenden Siedlungshäuser. Der Schulhof an der Rückseite des Baues ist von Birken reich umstanden; ein Säulengang zieht sich hier am Gebäude entlang, der auch bei schlechtem Wetter den Aufenthalt in frischer Luft während der Pausen gestattet. Unter den zahlreichen Räumen des Gebäudes sind auch solche als Lichtbild-, Werkstätten- und Handarbeitsräume besonders eingerichtet. Brausebad, Schularztzimmer, Milchausgaberaum usw. bekunden ebenfalls die umfassende Fürsorge für die Entwicklung der Jugend.

Wesentlich aber ist auch die schlichte, geschmackvolle Ausgestaltung der Räume, die bei aller Einfachheit klaren künstlerischen Gesetzen unterworfen bleibt. Eindrücke, in der Jugend empfangen, bleiben haften. So werden diese Räume sehr erzieherisch für den guten Geschmack wirken. Die Jugend, die hier sieht, wie man mit einfachen Mitteln einen Raum schön gestalten kann, wird dem Durcheinander veralteter Wohnungseinrichtungen abhold werden. Sie wird das Gefühl in sich aufnehmen, daß es auch darauf ankommt, wie man die Gegenstände aufstellt, wie man ein Bild darbietet. Sie wird eine Ordnung lernen, die mit dem guten Geschmack zusammengeht. Sie wird Freude gewinnen an Licht und Helligkeit, an feinen, gut zusammengestellten Farben, an einer Raumstimmung im gesamten. Ganz unbewußt wird das in sie eingehen aus der Beweiskraft der Erscheinung. So ist dies Schulhaus auch in diesem Sinne wahrhaft eine „Schule“. Die Kinder bekommen geschenkt, was die Älteren unter uns sich später mühsam und kämpferisch ausgerichtet an Erkenntnis selbst erwerben mußten. Schade nur! In diese Schule wäre ich auch gerne gegangen!

# Einen Sommer lang

Plauderei um Kräuter mit einigen guten Ratschlägen von Juliana von Stockhausen



Du wanderst hinaus, in den klaren, kühlen Frühlingsmorgen, und dein Herz ist erfüllt von all der jungen Schönheit um dich her. Der Wald rauscht, leicht läuft der Wind über die Wiesen und macht die Gräser tanzen. Schäumend stürzt der Bach übers Gestein; im ziehenden Sog weben

die Wasserpflanzen, schillernd wie Smaragd. Amselruf und Lerchentriller erscheinen dir wie die süßeste Musik. Du möchtest mit dem Wind um die Wette laufen, möchtest dich wie die flinke Forelle in die spielende Flut schnellen. Dein Schritt will leichter werden, bergauf und ab willst du wandern. Aber ach, wie drücken dich die winterlichen Gebreite! Der Kopf ist dir schwer, die Augen brennen dich von dem scharfen Licht, aber vor allem ist es der Rheumatismus, der deinen Schritt schleppend macht und dir verbietet dich auf dem geschlagenen Stamm dort niederzulassen und ein wenig in die Sonne zu träumen. Auch haftet dir noch immer ein zäher Husten an, ein Husten, den du nicht loszuwerden vermagst.

Wenn du aber bislang gewöhnt hast, all diese Schönheit sei nur geschaffen dein Herz und deine Sinne zu beglücken, so laß dir sagen, daß sie dir in Fülle all das anbietet, was dich von deinen Wehtagen heilt. Heute und hier bist du am Jungbrunnen; nur zugegriffen und kuriert, was dir den Kopf belastet und die Füße steif macht.

Hast du ein Körbchen und eine Gartenschere bei dir? Ja, denn du wolltest von den blühenden Waldkirschenzweigen einige für deine Zimmer schneiden. Schneide die jungen Triebe, aber auch die von den Lärchen und vom Weißdorn; dazu junge Rosen- und Brombeerranken. Bücke dich zu den zarten Erdbeerblättern, zu den Schlüsselblumen und zu den wilden Veilchen, auch vergiß nicht die graugrünen Blätter des Frauenmännelchens, begabt heilkräftig auf die Tätigkeit der Drüsen einzuwirken.

Du schleppest deine blühende Last nach Hause, schon welken die Blätter, die du von den Stielen streifst. Nimm alles, mindestens zwei Hände voll, und setze es in einem Topf mit Wasser zum Kochen hin. Wenn es tüchtig gestrudelt hat, magst du es abseien und ein wenig zuckern. Nun ist es ein grünlich brauner Trank, von dem trinke alle Stunde eine Tasse voll. Es schmeckt ein bißchen absonderlich, aber wie wird dir wohl dabei! Der ganze Organismus beginnt zu arbeiten, vornehmlich aber die Nieren, und wie von selbst scheiden sich die abständigen, alten, verhockten Stoffe aus,

die dich plagen. Acht Tage machst du diese Kur und siehe da, wenn du nun hinausgehst, um dir die letzten Schlüsselblumen zu einem Hustentee zu sammeln, so hindert kein stechender Schmerz mehr deine Beweglichkeit.

Eilend läuft die Zeit dahin. Der Mai ist um, die letzten der dicken, schokoladebraunen Käfer taumeln von den Bäumen. Schon beginnen die Glühwürmchen in den warmen Sommernächten ihren Liebesreigen, und Abend für Abend dringt von der Schmiede her der melodische Laut des Sensenschärfens. Eine Woge von Duft steht der Geruch des Heues im Tal, er vermischt sich dem der Rosen, die dein Haus umranken, dem der Lilien und Nelken, die davor blühen. Jetzt hast du viel zu tun, denn es ist die hohe Zeit der Kräuter.

Vorab stelle dich ein, wenn die vollbeladenen Leterwagen in die Scheunen schwanken. Du hast ein reines Tuch dabei, in das fegst du den braunen trockenen Blütenstaub, der, wenn das Heu abgeladen ist, unten im Wagen zurückbleibt. Nimm viel davon, der Bauer gibt es gern, er lacht, er weiß um die Zauberkraft der Heublumen. Es gibt keinen Rheumatismus, sei er noch so verhärtet, der nicht



Wilde Veilchen

Zeichn.: Alice Meffert, Karlsruhe (4)

nach einigen Heublumenbädern ausgetrieben wäre. Um so gewisser, wenn du zugleich einen Tee trinkst, in dem sich Goldrute, Ehrenpreis, Wildrose, Schließgras, Benediktenkraut, Liebstock, Salbei und Schachtelhalm mischen.



Storchschnabel

Drei bis vier gute Hände voll Heublumen auf etwa zwölf Liter Wasser angesetzt und zum mindesten eine Stunde lang gekocht, seihst du ab und fügst es dem abendlichen Bade zu. Bleibe womöglich eine Viertelstunde, von einem Wolltuch überdeckt, in der dunklen, sommerlich duftenden Brühe. Schon perlt dir der Schweiß von der Stirn, da überspülst du mit kühlem Wasser die matt gewordenen Glieder. Schnell suchst du dein Bett, und im Hinübergleiten in Schlaf und Traum spürst du eine zauberische Leichtigkeit, die dich hinweg trägt.

Aber auch nach Infektionskrankheiten, nach Grippe und Angina, tut so ein Heublumenbad wahre Wunder; so stark ist die Kraft des Sudes, daß er, in Umschlägen angewandt, Blutvergiftungen zu heilen vermag.

In diesen Sommertagen gerät es dir in die Berge zu kommen, in das Gebiet des Großen Belchen etwa, oder in das des Feldberges. Rauh geht der Wind, der Wald bleibt zurück, niedere zerzauste Birken und Kiefern kämpfen zäh um ihr Lebensrecht, aber der kurze Wasen —, da und dort bricht der Fels in grauen urweltlichen Formen aus ihm hervor, — ist übersät mit den schönsten Blumen. Sie sind nicht so hochwüchsig, nicht so üppig wie drunten in den Tälern, stämmig stehen sie auf ihren knappen Stengeln, aber was ihnen auch an Fülle abgehen mag, ihre Farben lodern und ihr würziger Duft scheint von Erdkraft überzuströmen. Da sind die wilden, bräunlichen Stiefmütterchen, der

grauviolette Thymian, sammle beides gegen Husten und Verschleimung. Da schwankt die Königin aller Kräuter, die goldgelbe Arnika im harten Bergwind. Knie dich nieder zu ihr, mit andächtigen Händen magst du sie pflücken. Ihr Aroma ist wild und herb, ihr Blütenkranz wie altes Dukatengold; verblüht verspinnt sie ihn zu silbernem Flaum.

Da kniest du und preßt dein Gesicht in den Strauß. Später dann wirst du erfahren, welche magische Kraft du dir, in der Königin Arnika, vom Berge geholt hast. Sie, die so ganz aus Erd- und Sonnenkraft geschaffen ist, vermag, in Alkohol angesetzt, dunkelgolden ist das Elixier, die bösesten Wunden und Schürfungen zu heilen. Die häßlichsten, blutunterlaufenen Quetschungen, die giftigsten Stiche, lösen sich gleichsam auf unter den mit der Tinktur getränkten Umschlägen. Wo du Arnika anwendest, bildet sich kein Eiter; glatt und schön wird die Wunde vernarben. In ganz geringen Dosen genossen, befördert sie auch innerlich wirkend das Abklingen von Blutergüssen.

Langsam wanderst du talwärts. Riesige Stengel, über und über dunkelviolettblau behangen, wuchert der purpurne und gelbe Fingerhut zwischen den Felsen. Sein Gift vermag nur die kundige Hand in Medizin zu wandeln. Rötlich gelb aber wildert das Johanniskraut an den Hängen bis hinab ins Tal. Fuga Dämonia nannten es die Alten. Perforata aber wird es genannt um der winzigen Perforierung seiner zierlichen Blättchen willen. In



Roter Fingerhut

Olivenöl angesetzt und sechs Wochen in der Sonne destilliert, gewinnst du dir aus den Blüten ein purpurfarbenedes, merkwürdig riechendes Öl. Mit diesem Öl beegnest du, innerlich eingenommen, der Kolik; du reibst dir Brust und Hals ein, es vertreibt dir die Erkältungen; es heilt das Gliederreißen und die Frostbeulen. Kein zerschundenes Kinderknie, das nicht, mit Johannisöl behandelt, sogleich abzuheilen beginnt.

Tiefer steigst du. Weißliche Dolden zeigt der Baldrian, der Geruch macht die Katzen krank, aber die Aufbrüfung beruhigt die Nerven und gibt linden Schlaf. Im Schatten des Unterholzes wogen die stolzen, kühnen Fächer der Adlerfarren. Adlerfarren, rufst du aus, entzückt von der steilen Schönheit der Herrischen. Du mußt sie mit dem Messer schneiden, sie lassen sich nicht brechen. Es ist als wollten sie dir mit ihrem rauhen Geraschel erzählen, was alles sie vermögen. Das kleinste Teilchen von ihnen in das kranke Ohr gesteckt, lindert den bohrenden Schmerz. In ein Kissen gestopft vertreiben sie den Rheumatismus; alles Ungeziefer flieht meilenweit vor ihrem Duft.

Im Walde wandernd auf den alten, zerfahrenen Holzwegen, findest du eine kleine, freundliche, rosa Wolke, das Tausendguldenkraut. Wenn du dir den Magen verdorben hast, ist dir der bittere Tee des Kräutleins wohl tausend Gulden wert.

Wieviel hast du zu tun einen Sommer lang. Du trockenst und destillierst und immer wieder mußt du sammeln. Für deine Augen brauchst nicht nur Kamille, du brauchst Augentrost als Aufbrüfung, um sie nach langen, durcharbeiteten Nächten damit zu baden. Nie hast du einen Bindehautkatarrh, wenn du Augentrost kennst. Du heimst den gemeinen, stinkenden Storchschnabel ein, dessen Absud den ärgsten Ausschlag heilt; roh und zerquetscht aufgebunden aber Geschwülste vertreibt und Geschwüre aufzieht. Nun, ehe der Winter beginnt, schenkt dir der Forstgehilfe einen Ast wilder Misteln, ihre Abkochung befreit die geplagten Kinderfüßchen von der Qual der Frostbeulen.

Einen Sommer lang streifst du in den Wäldern umher, wanderst über die Wiesen, rastest an Wasserläufen. Einen Sommer lang hegst und erntest du in deinem Garten: Pfefferminz und Melisse für den Magen, Liebstock und Lilien um die Haut zu waschen und zu salben; Rosmarein und Lavendel um das Herz zu stärken, die fette Donnerwurz gegen das Weh in hohlen Milchzähnen.

Armselig bescheidene Zwiebel; wie ein zaubermächtiges Wichtelchen hockst du in der Erde, nichts als einen graugrünen Stengel und allenfalls einen blaßvioletten Blütenschopf zeigend. Was vermagst du nicht alles, deiner braunen irisierenden Hüllen entkleidet, zerhackt und in ein Mulsäckchen getan! So aufgelegt treibst du in wenig Stunden eine eittrige Angina oder Mittelohrentzündung zur Reife, der die Heilung, durch fieberlindernden Tee befördert, schier auf dem Fuße folgt.

Verzage nicht, wenn es dir ein wenig viel dünkt, was du sammeln, sichten, trocknen und destillieren

sollst. Du hast Sorge, daß du diese Pflanze von jener unterscheidest; du meinst, du habest nicht genug Zeit dich mit der Aufbereitung zu befassen. Die Kräutler sind alle mit Freuden bereit ihre Weisheit weiterzugeben. In ihren kleinen, düstern Lädchen haben sie von der Überfülle des Sommers ein Teil eingeheimst; du glaubst doch nicht etwa, daß du das mit ein paar Pfennigen zu bezahlen vermöchtest? Du bezahlst es mit deiner Freude, mit dem dankbaren Hinneigen zu dem Segen der Erde, von dem dir, in einem Säcklein voll Kräuter, ein wenig anvertraut worden ist.

## HERBST

Von Wilhelm von Scholz

*Sehnst du dich heute, da noch Sommer ist,  
schon nach des goldnen Herbstes leisem Schmerz?  
wie nach der Bitterkeit der frischen Nüsse,  
die eben reifen, nach des Landweins Herbe,  
der noch in Trauben schwillt, nach erster Kühle,  
wenn du dem Lichte nachsteigst auf die Höh'n,  
wo es im Morgenreif zur Reise rüstet  
und Abendfrühe dir die Wege kürzt?  
Brich auf, brich auf! Dein Freund, der Herbst, ist  
voran den Bergen zu. Von klaren Gipfeln [schon  
ruft er dir Gruß hoch über Tal und Sommer,  
daß du noch vor dem Winter Wanderglück  
einbringen sollst, versüetes, in die Scheuern.  
Still ist die Luft und rein. Bald hat das Jahr  
sein Blüh'n durchsehnt, wirft schwindend Frucht u.  
[Frucht  
von jedem Zweig und Ast als sein Vermächtnis  
der tragend mütterlichen Erde zu.  
Wenn du in Körben dann die Ernte sammelst —  
was weiß der Baum, aus dessen dichten Ästen  
die Gaben wie aus gütigen Händen fallen?  
Was weiß die Erde, die still ihrer wartet?  
Sie werden deines Raubes nicht gewahr.  
In tausend unbekannte Baumgeschlechter  
fiel ihre Frucht — die süß für dich gereift.*



# Mit vergnügten Sinnen

## Diskret

Mit vieler Mühe hatte Herr ... seiner Perle Emma beigebracht, daß sie abends vor dem Zubettegehen, wie der Anstand es erforderte, zu ihm in das Arbeitszimmer kam, anklopfte und ihm eine gute Nacht wünschte. Eines Abends nun hatte Herr ...



Gäste, darunter auch eine Dame, die ihm irgendwie wichtig war. Die kleine Gesellschaft unterhielt sich prächtig. Da erschien plötzlich nach leisem Anklopfen Emma mit freundlichem Lächeln in der Tür, ging auf den Hausherrn zu, beugte sich zu ihm und sagte mit zwar leiser, aber doch allgemein vernehmbarer Stimme: „Ich geh' jetzt ins Bett!“ und verschwand wieder. Das Gelächter war auf Seiten der Gäste.

\*

Stolz zog ein Jäger aus,  
den weißen Hirsch zu jagen.  
Doch auf dem Weg nach Haus  
tat er ein Häselein tragen.

Hans Hoffmann



„Aber, Mariele, wie hasch du dich denn koschtümiert?“

„Vielleicht zahle Sie erscht mal. Dann könne mer weiterrede, Herr Gefreiter!“

Zeichn.: Reibenberg, Bavaria.

## Durchsicht

Ein seltsam ausgerüsteter Gast betritt eines Abends die Halle eines Hotels in einer oberrheinischen Stadt. Das scharfe Auge des Beschließers mustert ihn. Er trägt einen kleinen Lederkoffer und eine lange, handfeste Wäscheleine bei sich. Er bekommt ein Zimmer im vierten Stock. Während er sich einträgt, schreibt



Zeichn.: Z. Zizler (3)

der vorsichtige Beschließer mit wiederholt mißtrauischen Blicken auf die seltsame Ausrüstung des Gastes die Rechnung. Als er sie diesem dann sofort überreicht, bevor er noch das ihm zugewiesene Zimmer betreten hat, fragt der Gast erstaunt: „Wieso?“

Statt einer Antwort kommt mit einem Seitenblick auf die Wäscheleine die Gegenfrage: „Was für eine lange Leine tragen Sie denn da mit sich herum?“

„Ja“, meint darauf der Gast, „wissen Sie, ich bin etwas ängstlich und vor allem auch vorsichtig. Ich nehme mir immer diesen langen Strick mit auf die Reise, falls in einem Gasthaus einmal Feuer ausbricht!“ Darauf der gewitzte Beschließer: „Solche ängstlichen und vorsichtigen Gäste müssen bei uns die Rechnung seit jeher vorher bezahlen.“

\*

Mancher meint er sitzt in Sesseln,  
und in Wahrheit sind es Nesseln.

Hans Hoffmann

\*

## Kindliche Schlagfertigkeit

Der Onkel Otto ist zu Besuch gekommen. Er sitzt in der guten Stube und hat seinen siebenjährigen Neffen Fritz vor sich zwischen den Knien stehen.

„Nun sag einmal, Fritzchen, was ist denn in der Schule dein liebster Gegenstand?“ fragt der gute Onkel.

Und Fritzchens ohne langes Überlegen herausgeschmetterte Antwort lautet: „Mein Vesperbrot, Onkel.“

„Ja, was willst du denn später, wenn du groß bist, einmal werden?“ fragt der erstaunte Onkel weiter, um den kleinen Neffen etwas bedenklich zu machen. Aber auch hier hat Fritzchen gleich seine Antwort bereit! „Vater!“ meint er schlagfertig.

